

Geschichte der deutsch-böhmischen Ansiedelungen im Banat

Peter Grassl







Beiträge

zur

deutsch-böhmischen Volkskunde.

Im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen

geleitet von

Prof. Dr. Adolf Hauffen.

V. Band.

2. Heft.

Peter Graßl: Geschichte der deutsch-böhmischen Ansiedelungen im Banat.

Prag 1904.

J. G. Calve'sche k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung.

(Josef Koch.)

Geschichte

der

deutsch-böhmischen Ansiedelungen

im Banat.

Von

Peter Graßl,
k. ungar. Realschulprofessor d. R.

Mit 8 Lichtdrucktafeln.

Prag 1904.
J. G. Calve'sche k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung.
(Josef Koch.)
AUSTRIA



Druck von Karl Bellmann in Prag.

Vorwort.

Meine engeren deutschböhmischen Landsleute im Banat haben seit 76 Jahren im hohen Mittelgebirge der banater Berge, inmitten eines finsteren Urwaldes eine Kulturarbeit verrichtet, die Jedermann anerkennen wird, der das richtige Verständnis dafür neben einer hinreichenden nationalpolitischen Unparteilichkeit besitzt.

Noch mehr! Dieses Stück Kulturarbeit reißt sogar zur Bewunderung fort, wenn man die Verhältnisse und Umstände vom Standpunkte unserer deutschböhmischen Ansiedler aus kennen lernt, unter welchen sie diese Arbeit mit ausdauernder Zähigkeit bewältiget und sich dadurch auch um unser ungarisches Vaterland verdient gemacht haben.

Diese Schrift soll nun zunächst dazu beitragen, daß die darin geschilderten Leistungen der deutschböhmischen Ansiedler einem größeren Kreise bekannt und nach Gebühr auch gewürdiget werden mögen, welch Letzteres selbst von den hierzu berufenen Organen bislange nicht immer geschehen ist.

Diese erfolgreiche Tätigkeit der deutschböhmischen Ansiedler wurzelt ausschließlich in deren nationalen Charaktereigentümlichkeiten, welche auch für die Zukunft eine segensreiche Arbeit verbürgen, wenn sie nicht nur treu bewahrt, sondern auch durch geistige Weiterbildung gestärkt und vervollkommnet werden. Und dazu soll auch dieses Buch ein Weniges beitragen, indem es sowohl die starken als auch die schwachen Seiten dieses unseres Nationalcharakters wahrheitsgetreu schildert und unser Stammesbewußtsein zu kräftigen sucht.

Die Darstellung wendet sich vorsonderlich an das Völkchen der deutschböhmischen Ansiedler, an deren Stammesgenossen im Böhmerwalde und an alle deutschsprechenden ungarischen Brüder, weshalb ich mich einer möglichst einfachen Schreibweise beflissen habe.

Den Stoff zu dieser Arbeit verdanke ich teils der Bereitwilligkeit des k. u. k. Kriegsministeriums, mit welcher dieses sein

Archiv mir öffnete, teils Dr. J. H. Schwicker's „Geschichte der österreichischen Militärgrenze", ferner den Aufschreibungen des Bürgerschullehrers, Adam Krapfl's, und der Freundlichkeit einiger alter Ansiedler, welche über einzelne Tatsachen und Ereignisse Auskünfte zu erteilen vermochten. Ihnen allen statte ich hiermit meinen verbindlichsten Dank ab!

Die Schicksale der deutschböhmischen Auswanderer und deren Erlebnisse in den ersten fünf Jahren ihres Bestandes in der neuen Heimat kenne ich aus dem Munde einiger dieser unserer Altvorderen, und die späteren Begebenheiten aus meinen eigenen Anschauungen und Erlebnissen.

Zu ganz besonderer Danksagung fühle ich mich verpflichtet gegenüber der löblichen „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen", welche die Drucklegung und Herausgabe dieser Schrift auf ihre Kosten in der hochherzigsten Weise besorgt hat.

Sarajewo und Weidenthal, den 20. Oktober 1903.

Der Verfasser.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die nachfolgende „Geschichte der deutschböhmischen Ansiedelungen im Banate“ fügt sich nicht völlig in den Rahmen unserer „Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde“ ein. Der Volkskunde im engeren Sinne des Wortes gehören eigentlich nur der V. Abschnitt an: „Die Jahreszeiten mit ihren Arbeiten und Festen“, wo die Sitten und Bräuche im Wechsel des Jahres, sowie bei Taufen, Hochzeiten und Todesfällen dargestellt werden, ferner I, 3 über die Gründung der deutschböhmischen Kolonien mit den Namensverzeichnissen der ältesten Ansiedler, endlich einzelne Kapitel des dritten Abschnittes mit einer sorgfältigen Schilderung von Feldbau, Viehzucht und Hausindustrie. Manche wichtige Gebiete der Volkskunde, wie Mundarten, Volkstrachten, Volkspoesie sind im Anhang und anderwärts nur flüchtig gestreift, weil sie dem Verfasser ferner lagen.

Gleichwohl haben wir kein Bedenken getragen, diese tüchtige Arbeit in unsere Sammlung aufzunehmen.

Sie erzählt uns von deutschen Landsleuten des Böhmerwaldes, die aus Not und Armut 1827 und 1828 in großer Zahl ihre Heimat verlassen haben und dem Rufe in die damalige k. k. Militärgrenze gefolgt sind, wo sie in den unwirtlichsten Bergwäldern, damals an der Grenze der Türkei, ferne jeder Kultur, neue Ansiedelungen begründeten und unter Jahrzehnte langen harten Mühen und Bedrängnissen aller Art sich endlich zu menschenwürdigen, ja behaglichen Verhältnissen emporringen sollten. Heute blühen diese Dörfer im Banate und sind, obwohl ringsum von fremden Volksstämmen umgeben und von der ungarischen Regierung national bedrückt, rein deutsch geblieben.

Der Verfasser, dessen Eltern die Auswanderung mitmachten, ist während ihrer Fahrt in die Fremde auf einem k. k. Donauruderschiffe (10. Oktober 1827) geboren worden. Seine Erinnerungen, unterstützt durch Berichte älterer Genossen, reichen also in

die ersten Jahre der Ansiedelung zurück. So floß ihm der Stoff aus eigenen Erlebnissen zu, die Akten des Archivs im Reichskriegsministerium, die ihm zur Verfügung standen, boten die nötige Grundlage für die geschichtlichen und politischen Ereignisse.

Nach solchen Vorarbeiten war der Verfasser in der Lage, nicht nur eine anschauliche, sondern auch zugleich eine gründliche Darstellung dieser deutschböhmischen Ansiedelungen mit ihren eigenartigen Geschicken zu schreiben, eine Arbeit, die nicht nur in der Tat mannigfache neue „Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde" liefert, sondern auch einen neuen Ausblick in ein besonderes abgelegenes Gebiet deutschen Kulturlebens überhaupt eröffnet.

Adolf Hauffen.

I. Abschnitt.

1. Auswanderung aus dem südwestlichen Böhmen und ihre Ursachen.

Unter den Bewohnern des Böhmerwaldes erwachte die Lust zur Auswanderung schon anfangs der Zwanzigerjahre des vorigen Jahrhunderts, aber der ernstliche Entschluß hierzu reifte erst i. J. 1826, als nämlich ein gewisser Magyarly aus Drawitza, der in den Akten des damaligen Hofkriegsrates als „Holzmanipulations-Pächter" angeführt ist, mit Hilfe seiner Agenten so viele tschechische Familien aus dem Klattauer und Pilsener Kreise nach dem Banat gelockt hatte, daß er mit diesen die zwei ersten böhmischen Ansiedelungen in der Nähe von Neu-Moldowa, u. z. Elisabethfeld (1823) und St. Helena (1824 u. 1825) gründen konnte. Der schwere Anfang war nun gemacht. Obgleich nun Magyarly seinen Ansiedlern gegenüber wortbrüchig ward, indem er ihnen schon 1827 die zugesicherten Holzarbeiten entzog, ihnen auch jede anderweitige Unterstützung verweigerte und sie dadurch zwang, um Aufnahme in den Militär-Grenzverband anzusuchen, so wurde unter den auswanderungslustigen Böhmerwäldlern doch nur von dem fabelhaften Glücke erzählt, das diese kühnen Leute da unten im Banat gefunden.

Die Militärgrenzbehörden benützten diese Stimmung, indem sie die Auswanderungslustigen unter ganz und gar annehmbaren Bedingungen für das damals sehr menschenarme Militärgrenzland zu gewinnen trachteten.

Im Mai 1826 hatte der Kommandant des k. k. W. J. Grenz-Regiments, Oberst Drasenovich, eine weitere Besiedelung seines dünnbevölkerten großen Regimentsbezirkes angeregt. Der damalige kommandierende General in Temeschwar, Feldmarschall-Leutenant Schneller, unterstützte diese Anregung bei dem k. k. Hofkriegsrate und dieser traf folgende Anordnungen:

1. Mit dem Gubernium in Böhmen sich in's Einvernehmen zu setzen, wie und auf welche Art die Auswanderer aus Böhmen nach Wien zu befördern seien.

2. In Wien die nötigen Veranstaltungen zu ihrem Empfange so wie zu ihrer Weiterreise mittels Schiffen auf der Donau zu treffen.

3. Den Auswanderern eine Unterstützung (Sustentation) von 3 bis 6 Kreuzern per Kopf und Tag zuzusichern, u. z. je nach der Seelenzahl der Familien.

4. Den Ansiedlern eine zehnjährige Militärfreiheit zu gewähren, für die erst vom Walde zu reinigenden Grundstücke eine zehnjährige, für bereits urbare und leicht urbar zu machende Gründe dagegen eine fünfjährige Steuerfreiheit zuzugestehen, und

5. zum Anbaue erhalten die Ansiedler den Samen frei, zum Aufbauen ihrer Häuser so wie zur Herstellung der Verbindungswege wird ihnen das dazu nötige Holz unentgeltlich verabfolgt, und sind zur letzteren Arbeit auch solche Grenzgemeinden beizuziehen, durch deren Bezirke die Straße geführt wird.

Diese Anerbietungen wurden vom böhmischen Gubernium den Kreisämtern mitgeteilt, auch von den Kanzeln herab verkündigt, hie und da mit allerhand günstigen Zutaten versehen, und brachten so den Entschluß zur Auswanderung nach dem Banat bei zahlreichen Bewohnern des Böhmerwaldes unabänderlich zustande.

Nun wollte man über das zukünftige Heimatland, von welchem man des Guten und des Schlimmen allzuviel erzählen hörte, ganz zuverlässige Nachrichten erhalten und es wurden zu diesem Behufe zwei Bauerngutsbesitzer, Martin Draxler und der Gangl-Michl als Kundschafter nach dem Stabsorte Karansebesch abgesandt (Sommer 1827), wo sie bei dem Obersten Drasenovich vorsprachen.

Nach ihrer Rückkehr konnten diese beiden Abgesandten nicht genug erzählen von dem freundlichen Empfange in Karansebesch und von der Schönheit und Fruchtbarkeit dieser Gegend und des ganzen Landes. Der schönste Weizen gedeihe dort, ebenso Obst, und sogar schöne Weinstöcke*) hätten sie in Karansebesch gesehen ... Von der mit mächtigem Buchenurwald bestandenen Gebirgsgegend am östlichen Fuße des 1447 m hohen Szemenik, wo sie mit ihren Verführten angesiedelt werden sind, hatten sie sicherlich weder etwas gesehen noch gehört. Selbst gestanden sie dies zwar niemals zu, aber auch das Gegenteil davon behaupteten sie nicht, sondern schwiegen und ... schwiegen bis in's Grab hinein ... Aber der einzige Umstand, daß diese Gegenden erst im Herbst 1827

*) Ein einziges Häuschen an der Hauptstraße wies in seinem Vorgärtchen einen an der Südwand spalierartig emporragenden Weinstock auf, dessen Trauben nur selten halbreif wurden.

zur Besiedelung ausersehen worden sind, zeugt für die Richtigkeit des obigen Urteils.

Am 22. März 1827 berichteten die Militärgrenzbehörden dem k. k. Hofkriegsrat, daß die nachbenannten Gegenden im W. I. Grenz-Regimentsbezirke als für Ansiedler geeignet befunden und auch bereits vermessen worden sind:

1. Ponjaska (Pidolsheim) für 36 Familien mit je 1/2 Ansäßigkeit,

2. Pojana Biger und Schoy (Schnellersruhe) für 30 Familien mit je 1/2 Ansäßigkeit,

3. Pojana Grnik und Revky (Weizenried) für 91 Familien mit je 1/2 Ansäßigkeit,

4. Walja Tissowitzi (Eibenthal) für 81 Familien mit je 1/2 Ansäßigkeit,

5. Pojana Mujeri (Frauenwiese) für 39 Familien mit je 1/2 Ansäßigkeit und 1/2 Joch Haus- und Hofstelle, und

6. Lazuriler Mrakony (Quarzheim) für 26 Familien mit je 1/2 Ansäßigkeit.

In der Folge kamen noch dazu: Ravenska, Ablian und Schunitza. Diese neun Orte wurden alle mit Tschechen aus Böhmen besetzt, über deren Schicksale hier nicht weiter berichtet werden kann.

Die nach dem Banat entsendeten Kundschafter erhielten vom R.-K. in Karansebesch einen Aufnahmsschein (Zertifikat, Nr. 5764), mittels welchem den angemeldeten Auswanderern nicht nur die Aufnahme in das Regimentsgebiet erteilt, sondern auch folgende Zusagen gemacht worden sind: Beteiligung mit einer halben Grundansäßigkeit im Ausmaße von 9 Jochen Äcker und 3 Jochen Wiesen nebst der erforderlichen Haus- und Hofstelle in der Größe eines Joches, eine fünfjährige Steuerfreiheit für unbewaldete, und eine zehnjährige Steuerfreiheit für bewaldete Gründe nebst einer zehnjährigen Befreiung vom Militärstande, und die unentgeltliche Verabreichung des erforderlichen Samens zum ersten Anbaue auf allen ihnen zugemessenen Gründen. Als Bedingungen enthält dieses Schriftstück, daß die Ansiedler nach Ablauf der steuer- und militärfreien Jahre außer der Hauptobliegenheit eines jeden Grenzers, in und außer der Militärgrenze Soldat zu sein, noch weiters, gleich allen übrigen Grenzern des Regimentsbezirkes, die Ärarialarbeit mit zwölf Handtagen per Kopf, dann drei Zugtage per Stück Zugvieh gegen eine Bezahlung mit 20 Kreuzern Konventionsmünze per Hand- oder Zugtag und gegen eine Zeitversäumnis-Vergütung per Stunde von 3 1/2 Krz. K.-M. im Sommer, und 6 Krz. K.-M. im Winter, über Abschlag einer Stunde im Hin- und Retourwege, ferner die unentgeltliche Gemeindearbeit mit acht Handtagen per Kopf und vier Zugtagen per Stück Zugvieh, dann den Ärarial-Vorspann gegen eine Bezahlung von 12 bis 15 Krz. K.-M. per Station und Stück

Zugvieh zu leisten, und endlich die Steuern für Gründe zu bezahlen haben und zwar:

Für 1 Joch	Acker oder Wiese	I. Klasse	32	Kr.	K.-M.
„ 1 „	„ „ „	II. „	26	„	„
„ 1 „	„ „ „	III. „	18	„	„
„ 1 „	Obstgarten		40	„	„
„ 1 „	Weingarten		3	fl.	„
„ 1 „	Hutweide	I. Klasse	26	Kr.	„
„ 1 „	„	II. „	20	„	„
„ 1 „	„	III. „	14	„	„

Dagegen können die Ansiedler beanspruchen: den unentgeltlichen Bezug des Brenn- und Bauholzes zum eigenen Bedarf, die unentgeltliche Wald- und Alpenweide für ihr eigentümliches Vieh mit Ausschluß des Spekulations-Viehes, sowohl während als nach ihren Freijahren, ferner für jeden Soldaten aus der Grenz-Haus-Kommunion einen jährlichen Unterhaltungs- und Bemuntierungs-Beitrag von zwölf Gulden K.-M. nebst der chargenmäßigen Hutweide-Tax-Befreiung, dann die Befreiung von der Masttaxe für fünfzehn Stücke Borstenvieh, u. z. gleich mit Beginn der militärpflichtigen Jahre. Dieses Schriftstück trägt die Unterschrift des Obersten Drasenovich und enthält noch die Beglaubigung des Amtes Wihouzau, nämlich, daß die Abschrift mit dem Originale wörtlich übereinstimmt, und daß der „Abgeordnete, Wenzel Kuba, aus Lautschim, an Ort und Stelle im W. J. Grenzbezirke, Nr. 13, gewesen ist, die Gegend nicht nur in Augenschein genommen, sondern sich auch von den Boden- und übrigen Verhältnissen überzeugt, und solche für die neuen Ansiedler für gut und vorteilhaft befunden hat".

Obgleich nun dieses Schriftstück die Pflichten und Rechte eines obligaten Grenzers in ihren Grundzügen wahrheitsgetreu umschreibt, mit den tatsächlichen Lebensverhältnissen einer obligaten Grenzerfamilie stimmt es doch nicht ganz überein. Im praktischen Leben genügt es eben nicht immer, verbriefte Rechte schwarz auf weiß in Händen zu haben, man muß sie auch zu schützen, zu verteidigen und nötigenfalls deren Giltigkeit und Durchführung zu erzwingen wissen, . . . und das ist in einem militärisch-absolutistisch-regierten Lande, wie die k. k. österr. Militärgrenze es war, äußerst schwierig, nicht selten auch ganz unmöglich.

Unsere auswanderungslustigen Böhmerwäldler, welchen die ganz gleichen Aufnahmsbedingungen ebenfalls schriftlich zugesichert wurden, waren damit vollkommen einverstanden; hatten doch einige von ihnen herausbuchstabiert, daß sie im Banat auch Obst- und Weingärten erhalten werden. Und zwölf Joch Grund unentgeltlich! Das hatte nicht bloß die armen besitzlosen Leute, sondern auch Handwerker, Kleinhäusler und selbst einige Bauernhofbesitzer schwindelig gemacht; sie alle konnten den Tag des Auszuges aus Böhmen kaum erwarten.

Das Gubernium in Böhmen erhob gegen die Auswanderung Einsprache, wie dies in der Anzeige desselben vom 13. März 1827 an die Hofkanzlei in Wien hervorgeht: „Das Temeswarer G.-K. hat am 29. März 1826 anher eröffnet, 500 böhmische Familien im W. J. Grenz-Regimentsgebiete zu kolonisieren. Die Marsch-Route für die dahin abgehenden Auswanderer möge über Wien oder Preßburg instradirt und dem k. k. Hofkriegsrathe die Zahl der Auswanderer und der Tag ihres Eintreffens in Wien mitgetheilt werden. Das Gubernium könne auf eine von der hohen Hofstelle nicht angeordnete allgemeine Kundmachung über die Ansiedlungen im genannten Grenzgebiete ebensowenig veranlassen, als auf die Art, wie sich die Ansiedler auf ihren gewählten Übersiedlungsort begeben wollen, einen Einfluß nehmen. Auch ist man nicht in der Lage, ein Nominal-Verzeichniß über die abgehenden Ansiedler einsenden zu können. Die anher bekannt gemachten Verhältnisse und Vortheile der Ansiedler wurden den Kreisämtern mitgetheilt." Unterzeichnet ist diese Schrift mit: „Chotek".

Der Minister Kaunitz wies hierauf das böhmische Gubernium an, die Entlassungsgesuche der Auswanderer nach den bestehenden Vorschriften zu behandeln, gegen jene Personen aber, die sich eigenmächtig „entfernen", so wie auch gegen solche, welche die Auswanderung als Geschäft betreiben, Gelder sammeln u. A., sind die Ämter gehalten, nach dem Gesetze vorzugehen. Paß- und Übersiedlungsvorschriften sind auf das Genaueste zu handhaben.

Der Hofkriegsrat macht dem G.-K. in Temeschwar die Mitteilung (17. Nov. 1827), daß dem Gubernium in Böhmen eröffnet wurde, was die Ansiedler in der banater Militärgrenze zu erwarten haben. Das Gubernium habe aber jede Mitwirkung in dieser Sache abgelehnt, und so sind die Ansiedler nur durch den „Ruf", oder vielleicht gar durch „listige Menschen" mit Übertreibungen von dem „verständiget" worden, was sie im Banat zu erwarten haben. Überhaupt müßten die Auswanderer auf ihre Entlassung lange warten, und so verzehren sie das für die Reise bestimmte Geld. Das Gubernium in Böhmen ist vom G.-K. anzuweisen, nur jenen Entlassungsbewerbern zu willfahren, welche die Zusicherung der Aufnahme in die Ansiedelungen vom W. J. Grenz-Regimente aufweisen können.

Am 4. April 1827 wird das „Oberste Schiffamt" vom Hofkriegsrat beauftragt, die Auswandererfamilien in Wien zu übernehmen und mittels Schiffen bis Peterwardein zu befördern, von wo aus die Weiterreise auf anderen Schiffen (Csaiken) fortzusetzen ist. Vieh und Wägen dürfen nicht alle mitnehmen, weil selbe auf den Schiffen schwer unterzubringen sind, und ersteres im Banat sehr billig anzuschaffen ist. Ferner ordnet der Hofkriegsrat an, die an ihren Bestimmungsort anlangenden Ansiedler baldmöglichst unter Dach zu bringen, die Hausstellen für sie auszustecken, diese zu nummerieren, das nötige Bauholz

anzuweisen und zu fällen, und alle diese Arbeiten rasch zu vollenden. Die umliegenden Ortschaften sollen zur Spendung milder Gaben aufgefordert werden.

Im Herbste 1827 wurde der erste deutschböhmische Auswandererzug, aus sechsundfünfzig Familien bestehend, zusammengestellt, die bislange in der Gegend von Neuern, Kohlheim, St. Katharina, Vorder- und Hinterfleck gehaust hatten. Über den Abschied von der alten Heimat wurden herzzerreißende Vorfälle erzählt. Diesem Zuge gehörten auch die beiden Kundschafter, Martin Draxler und der Gangl-Michl, sowie die Eltern des Berichterstatters, Wenzel Graßl und Theresia Größl an.

In Budweis wurde eine kurze Rast gehalten. Einige Bewohner dieser Stadt versuchten die Wegziehenden zur Rückkehr zu bewegen, andere ließen sie hart an und ergingen sich in Schmähungen. Auch eine Prophezeiung ward hier verbreitet, nämlich: „Das Böhmerland werde wieder einmal durch Krieg verwüstet, seine Einwohner von Krankheiten und Seuchen großenteils hinweggerafft werden. Alsdann werden die Nachkommen dieser Auswanderer aus dem Banat wieder in die alte Heimat zurückkehren und das schöne Böhmerland neuerdings bevölkern."

In Wien vergingen einige Tage, bis die nötigen ärarischen Schiffe herbeigeschafft waren und die Weiterfahrt auf der Donau beginnen konnte. Das Leben und Treiben auf diesen Schiffen war ein recht heiteres: die Männer wurden abwechselnd an den Rudern verwendet, die Weiber kochten, pflegten die Kinder, reinigten die inneren Schiffsräume und wuschen mit „Doanawassa", während „'s ledige Buarschat" zeitweilig lustige Weisen ertönen ließ und allerhand Schabernak trieb. Neue Bekanntschaften, Liebschaften, wurden geschlossen und diese in der neuen Heimat zum Lebensbunde erhoben. Die Kehrseite davon war ein schweres Gewitter, ein Ertrinkungsfall, öfter auch Knappheit der Lebensmittel. Die wechselnden Landschaftsbilder mit ihren „ganz g'spoaßi" gekleideten Menschen, deren Sprachen und Haushaltungen gaben viel zu denken und zu sprechen.

In der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober 1827 trat der Verfasser als Weltbürger auf.

Von Titel aus brachten uns die Csaikisten mit ihren flinken Fahrzeugen (Csaiken) bis Alt-Palanka, wo die Reise auf mehrere Tage unterbrochen werden mußte, weil die dortigen Grenzbehörden mit den Ankömmlingen nicht ein und nicht aus wußten, bis endlich vom R. K. in Karansebesch die Weisung eintraf, die neuen Ansiedler mittels Vorspannswagen über Stanesilowa, Schopot, Bosowitsch, Teregowa nach der Kompagnie-Station Szlatina befördern zu lassen. Diese Landreise, großenteils auf Ochsenwagen, an welchen kein Stückchen Eisen zu sehen war, und besonders die Nächtigungen in den armseligen rumänischen Grenzhäuschen gaben den so hoffnungsvoll Dahinziehenden eine Art

Vorgeschmack von Land und Leuten, wo und unter welchen sie ihr neues Heim auf- und einrichten sollten.

Es war Spätherbst, als wir in (Temesch-)Szlatina einzogen und von den Rumänen mit offenem Munde angestaunt wurden; einige bekreuzigten sich und murmelten unverständliche Worte der höchsten Verwunderung: „Domne fereste!"

An ein Niederlassen in der zur Besiedelung ausersehenen Gegend war jetzt um diese Jahreszeit gar nicht zu denken, noch viel weniger aber an ein Überwintern in dem hohen Urwald, und so blieb nichts anderes übrig, als die Ankömmlinge in den einzelnen Grenzhäusern familienweise Winterquartiere beziehen zu lassen. Die rumänischen Grenz-Hausväter machten hierzu nicht immer freundliche Gesichter, aber an eine Weigerung durften sie als obligate Grenzer gar nicht denken. Unter allen Grenzerhäusern in Szlatina fand sich ein einziges gemauertes mit Küche und einer Stube, die verglaste Fenster hatte; es gehörte einem Ageskn, der als Korporal die Napoleonischen Kriege in Deutschland mitgemacht und sodann dieses „vornehme" Haus erbaut hatte. Aus Rücksicht für meine Mutter, die sich vom Wochenbette noch nicht gänzlich erholt hatte, wurde dieses Haus unserer Familie als Winterwohnung zugewiesen. Im Ganzen genommen vertrugen sich unsere Böhmerwäldler recht gut mit ihren rumänischen Mitbewohnern, die sich nicht ganz ohne Erfolg abmühten, jenen die nötigsten Begriffe von der rumänischen Sprache beizubringen, wozu die Rumänen viel Geduld und Geschick besitzen. Ein Spötteln oder auch nur ein Lächeln über eine unbehilfliche, ungeschickte Aussprache, das kennt kein einziger Rumäne; ihm gilt das als eine Ungezogenheit, als Rohheit. Zu einer dauernden Freundschaft zwischen Hausherren und ihren Schutzbefohlenen kam es nur in seltenen Fällen. Hier lernten unsere Leute den „Raki" (einfachgebrannten Zwetschkenbranntwein von 7—8 Grad) kennen, der später so Manchem zum Verhängnis wurde und noch immer wird.

Das Staunen und Verwundern über Kleidung, Nahrung, Lebensweise und Sprache war gegenseitig. Bezeichnend ist, daß der Deutsche vom Rumänen stets mit „Jupune" (Herr) angesprochen wird.

Mit geringen Ausnahmen hatten unsere deutschen Ankömmlinge während des Winters an Krankheiten nicht zu leiden im Gegensatze zu den tschechischen Ansiedlern; die versprochene Geldunterstützung wurde ihnen allwochentlich pünktlich ausgezahlt, und so gaben sie sich trotz der beschränkten unbequemen Wohnungen zufrieden und dies umsomehr, als sie in Szlatina eine sehr zierliche katholische Kirche vorfanden, welche (1738) Kaiser Karl VI. zum Andenken an die Rettung der Prinzen Franz und Karl von Lothringen aus Räuberhänden erbauen ließ. Die Szlatinaer Gemeinde ist auch die einzige röm.-katholische unter allen rumänischen Gemeinden der ganzen Umgebung, welch letztere alle der gr.-orthodoxen Kirche angehören.

Im Frühjahre 1828 verließen noch 506 Familien (2868 Köpfe) das südwestliche Böhmen. Sie wurden in sechs Zügen nach dem Banat befördert und hier angesiedelt. Unter diesen gab es auch einige Tschechen, welche in die bereits genannten tschechischen Ansiedelungen eingeteilt wurden bis auf etliche wenige, die sich von den Deutschen nicht trennen wollten, unter ihnen Peter Hausner, der in Böhmen die Stelle eines herrschaftlichen Revierjägers inne gehabt hatte und sich vornehmer hielt als alle anderen.

Für die sich drängenden Auswanderungsschwärme gebrach es dem obersten k. k. Schiffamte in Wien an den nötigen Fahrzeugen und ebenso auch an „wasserkundigen" Leuten, wie F.-M.-L. Hohenbruck an den Hofkriegsrat berichtete, und dieser zeigte sich infolge dessen geneigt, die Ansiedler mit Privatschiffen befördern zu lassen. Es traten daher Störungen im Transporte der Ansiedler ein und die Verlegenheiten in Wien wuchsen auf beiden Seiten.

Über Veranlassung des Hofkriegsrates wendet sich nun die Hofkanzlei an das Gubernium in Böhmen mit der Eröffnung: Alle jene Auswanderer, die weder mit Aufnahms- noch mit Entlassungs-Zertifikaten in Wien ankommen, werden an die Polizeidirektion gewiesen und in ihre Heimat abgeschoben. Die letzten Auswanderer seien fast alle aus dem Berauner Kreise, wo doch Arbeit genug für sie vorhanden sein sollte. Es ist die Ursache dieser zahlreichen Auswanderung zu ergründen, auch sollen die Leute eines Besseren belehrt werden. Einstweilen sind gar keine Entlassungen mehr zu erteilen und für die Folge sei es notwendig, daß das „Übersiedlungsgeschäft" von den kompetenten Behörden ordnungsmäßig geleitet werde.

Die mittlerweile am Tabor in Wien eingetroffenen 25 böhmischen Auswandererfamilien werden sofort nach obigen Vorschriften behandelt u. z. vom „Feld-Kriegs-Kommissariats-Adjunkten" Kuderna.

In der betreffenden hofkriegsrätlichen Anordnung findet sich auch die Bemerkung, daß die den Ansiedlern bewilligten Geldunterstützungen „nur vorschußweise und gegen Rückersatz" zu verabfolgen sind. Der Hofkanzlei wird darin erklärt: „Ist die Absiedlung irgend einem Interesse der Provinz Böhmen abträglich, oder wenn die Aufnahmswerber dort genügend Subsistenz finden, so verzichte man auf ihre Acquisition umsomehr, weil aus fremden Staaten sich viele Auswanderer melden." Ganz verarmte, bloß vom Taglohn lebende Familien, wie sie größtenteils aus Böhmen kommen, sind für die Grenze so wie so nicht brauchbar.

Das R.-K. in Karansebesch weiset noch 1200 Plätze für Ansiedler aus und erwartet, daß die bereits angemeldeten und aufgenommenen deutschen Familien gleich im Frühjahre 1829 abgehend gemacht werden; allein weder das Banater G.-K. noch der Hofkriegsrat gehen auf diesen Antrag ein und ordnen vielmehr an: Das Gubernium in Böhmen solle

alle Absiedelungen bis auf Weiteres einstellen, weil die noch zu vergebenden Plätze insolange nicht besetzt werden, als die bereits aufgenommenen Ansiedler noch einer Unterstützung bedürfen und ihr Aufkommen gesichert ist. Die Grenzproventen seien ganz erschöpft, und darum müsse mit der Gründung neuer Ansiedelungen gewartet werden, bis die gegenwärtigen sich derart emporgeschwungen haben werden, daß sie die nachfolgenden selbst zu unterstützen in der Lage sein werden. Die Ansiedler sind daher zum Fleiße anzuhalten, nach Tunlichkeit zu unterstützen und namentlich vor Erkrankungen zu bewahren.

Der Hofkriegsrat beklagt wiederholt, daß die böhmischen Auswanderer in Wien ganz mittellos ankommen, weil sie ihre eigene Barschaft teils in Böhmen während des langen Wartens auf ihre Entlassung, und teils auf der Reise nach Wien verzehren mußten.

Am 9. Februar 1828 berichtet das W. J. R.-K., daß bereits 1036 Familien, wovon die Mehrzahl tschechische gewesen sein dürften, Aufnahms-Zertifikate erhalten haben und ersucht zugleich um deren „baldmögliche Entlassung und Herabdisponirung," damit diese in den Stand gesetzt werden, „sich ihre Subsistenz gleich für das erste Jahr durch Anbau so viel möglich zu sichern." — Vorsonderlich werden deutsche Familien begehrt. — 613 Hausplätze seien noch unbesetzt.

Am 23. Februar 1828 berichtet das G.-K. in Temeschwar, es seien noch 1891 Familien als aufgenommen vorgemerkt, aber nur mehr 613 leere Hausplätze vorhanden. Alte gebrechliche Ansiedler bieten keinen Vorteil; die Ansiedler sollen etwas Vermögen mitbringen. — Lindenfeld, Wolfswiese, Wolfsberg, Weidenthal und Weidenheim wolle der Kommandierende erst selbst besichtigen, ob sie für Ansiedelungen geeignet seien.

Am 13. März 1828 nennt der k. k. Hofkriegsrat die Aufnahme so zahlreicher Familien in den Bezirk des W. J. Grenzregiments einen Mißgriff, weil sie Unordnung zur Folge habe. Die Auswanderer erkranken auf den Schiffen und darum sollen sie zulande befördert werden, u. z. auf eigene Kosten.

Am 20. Mai 1828 erhält das Gubernium in Böhmen von der Hofkanzlei den Auftrag, die Kreisämter sollen nur jenen Familien, welche Aufnahms-Zertifikate besitzen, ihre Habseligkeiten bereits verkauft haben und von ihren Herrschaften entlassen sind, Reisepässe zur Auswanderung nach dem Banat ausfolgen, allen anderen aber nicht, und diesen Anderen sind auch etwaige Aufnahms-Zertifikate abzunehmen.

In der Eingabe vom 16. September 1828 an das Temescher G.-K. verlangt der Oberst Drasenovich: Die für die fünf nächst Karansebesch gelegenen Ansiedelungen noch nötigen Familien sollen deutsch und katholisch sein „umwillen des Gottesdienstes, des Schulunterrichtes und der damit verbundenen Unterhaltungskosten für Pfarrer und Lehrer." Die Sprachverschiedenheit, die Sitten und überhaupt „der National-

charakter der Deutschen und Stockböhmen," machen es unzulässig, die Einen mit den Anderen in demselben Orte und in demselben Kirchspiele mit einander zu vermischen.

Diese Sonderung wurde auf ausdrückliches Verlangen der Deutschen durchgeführt, indem mehrere tschechische Familien in deutschen Ansiedelungen sich niederlassen wollten; einigen von ihnen, die eine deutsche Hausmutter hatten, wurde dies auch gestattet.

Die Unbilden und Entbehrungen, welche die Ansiedler zu erdulden hatten, schildert der „Präsidialbericht des Kommandierenden, Schneller, in Temeschwar, am 12. August 1827" recht anschaulich. Diese Schilderung bezieht sich zwar auf die Zustände unter jenen tschechischen Auswanderern, welche in der Almasch, u. z. im Tale Ponjaska, angesiedelt worden sind; allein unseren deutsch-böhmischen Ansiedlern erging es um kein Haar besser, eher noch schlimmer, wie dies in der Folge sich zeigen wird. Nach diesem Berichte hatten die tschechischen Ansiedler nach ihrer Ausschiffung in Alt-Moldowa und auch bei ihrer Ankunft im Ansiedelungsorte „fast täglich" unter ungünstiger Witterung zu leiden. Am 26. Juni 1827 hatten sich die Ansiedler „wegen dem fürgewesten Gewitter" unter ihre Wägen geflüchtet ob Mangels einer anderen Unterkunft. „Dieses gab einen bedauerlichen Anblick, und ich fand mich bewogen, dem W. J. Regimente aufzutragen, in jedem Ansiedelungsorte ein Haus (aus Holz) von $8^1/_2$ Klafter Länge und 4 Klafter breit, dann einen Stall und Schupfen, 6 Klafter lang und $2^1/_2$ Klafter breit, zu bauen, worin die ankommenden Ansiedler die dürftigste Unterkunft erlangen. Einige Familien hatten gebeten, womit ihnen die Übersiedelung in einen anderen sich erst fürwählenden Ansiedlungsort bewilliget werden möge; zugleich haben die drei Mütter von drei Familien ihren Männern und Hausvätern erklärt, daß sie nicht bleiben und ganz wegziehen wollen."

Die Ursachen dieser Unbilden und Entbehrungen lagen nur zum kleineren Teile in der Natur der Sache selbst, zum weitaus größeren Teile aber in der Planlosigkeit und Unbeholfenheit der leitenden Organe, sowie in der Überstürzung der ganzen Angelegenheit.

Der Auswandererstrom aus Böhmen nach der Banater Militärgrenze war zum völligen Versiegen gebracht. Selbst die für „Rachita" (Weidenheim) bereits aufgenommenen 140 deutschböhmischen Familien, für die dieser Ort bereits vermessen und mit etwa 70 Blockhäuschen ausgestattet war, so wie jene 87 ebenfalls deutschböhmischen Familien, die zur Ergänzung für Wolfswiese, Wolfsberg und Weidenthal aufgenommen wurden, waren 1829 trotz wiederholt an sie ergangener Aufforderung nicht mehr zum Verlassen ihrer Heimat zu bewegen.

Schon im Laufe des Sommers 1828 kehrten einige deutsche und besonders mehrere tschechische Auswanderer wieder nach Böhmen zurück. Diese Rückreise mußte ob Mangels an Geld zufuß angetreten werden,

die wenige Habe und die kleinen Kinder wurden auf einem Handwägelchen mühselig nachgezogen und der Lebensunterhalt meist erbettelt.

Josef Swoboda und Wenzl Kral, gewesene Chalupner auf der Herrschaft Zlanitz im Rakonitzer Kreise, kamen auf ihrer Rückreise nach Wien und klagten hier dem Kaiser Franz I. ihre Not. Dieser richtete an den Grafen Saurau ein Allerhöchstes Handschreiben, in welchem angeordnet wird, die beiden „Revertenten", sobald sie in Böhmen eingetroffen sein werden, durch das betreffende Kreisamt einvernehmen zu lassen, was sie eigentlich dazu bewogen habe, die ihnen zugewiesenen Ansiedelungen zu verlassen, durch welche Verheißungen sie etwa zur Auswanderung bestimmt, ob und inwieferne diese Verheißungen erfüllt und von wem ihnen dieselben gemacht worden sind. Das Resultat dieser Vernehmung mußte dem Kaiser vorgelegt werden, findet sich aber unter den diesbezüglichen Aktenstücken nicht mehr vor.

Dieses Allerhöchste Handschreiben ergeht sich weiter auch darüber, daß der Wunsch zur Rückkehr der Ansiedler in ihre frühere Heimat meistens aus „getäuschten Erwartungen" entspringen dürfte, weshalb Graf Saurau beauftragt wird, die Länderstellen in Böhmen anzuweisen, bei vorkommenden Gesuchen um die Bewilligung zur Auswanderung in neue Ansiedelungen sich stets vorläufig die genaue Kenntnis zu verschaffen, was die Übersiedlungswerber in der neuen Heimat zu erwarten haben und sind dieselben hierüber „genau" zu belehren. Endlich wird darauf hingewiesen, daß derlei rückkehrende Familien meistens von aller Barschaft entblößt sind, in der früheren Heimat keinerlei Besitztum mehr haben, auch keinem „Dominium" mehr angehören und bei dem Mangel an Erwerb leicht auf Abwege geraten können oder doch als Bettelfamilien dem Allgemeinen zur Last fallen müßen. Der Hofkanzlei wird endlich zur Pflicht gemacht, solche „gehörige Maßregeln vorzuschreiben," durch welche verhindert wird, daß die „Revertenten" dem Allgemeinen lästig oder wohl gar gefährlich werden.

Die „Vereinte Hofkanzlei" ordnete infolge dessen an (17. November 1827), bloß jenen Ansiedlern die erforderlichen Pässe zur Rückreise auszustellen, welche sich vorläufig mit der Aufnahmszusicherung jener Obrigkeit, in deren Bereich sie sich niederzulassen gedenken, auszuweisen vermögen.

Alle diese Maßregeln wirkten genau sowie ein Schlag in's Wasser: Mehre unserer Ansiedlerfamilien, selbst ledige Leute, nahmen bei Nacht und Nebel einfach Reißaus, ohne sich um Aufnahmsschein und Reisepaß zu scheren, und wanderten der alten Heimat zu.

Der Schreiber dieser Zeilen hat im Spätsommer 1852 in Rothenbaum selbst einen solchen Ausreißer gesprochen, den noch nach Verlauf eines Vierteljahrhunderts ein förmliches Grauen anging, wenn er von seinem kurzen Aufenthalte im „Banat" erzählte.

Die große Mehrzahl unserer Ansiedler blieb standhaft und kämpfte da einen schreckhaften Kampf, von dem ihre jetzigen Nachkommen kaum eine Ahnung haben dürften.

Über die Hauptursachen der Vaterlandsmüdigkeit unserer ausgewanderten Deutschböhmen haben unsere Alten des Öfteren Folgendes erzählt:

Dem ledigen, besitzlosen Teile der deutsch-böhmischen Bevölkerung war die Gründung einer Familie nur möglich, wenn die Männer ein Handwerk erlernt, die vorgeschriebene Wanderzeit zurückgelegt und in einer Gemeinde als zünftige Meister Aufnahme gefunden hatten, oder wenn sie als Knechte durch lange treue Dienstzeit die Gunst ihres Bauers in dem Grade erworben hatten, daß dieser ihnen die Aufnahme als „Imo" (Inmann) in sein Haus zusicherte. Daß die Zahl dieser Begünstigten nur eine sehr beschränkte sein konnte, ist selbstverständlich, und darum waren heiratslustige junge Leute nicht wenige unter den Heimatmüden zu finden.

Ein anderer Übelstand, der den Inwohnern, „Hiawasleutn" und deren heranwachsenden Söhnen die Liebe zur Heimat gründlich austrieb, war das Einfangen und Stellen zum Militärdienst. Der jeweilige Gemeinderichter und die beisitzenden Großbauern besorgten in einer geheimen Sitzung die Auswahl dieser Opfer. Das Geschäft des Einfangens besorgte der Richter und seine Beisitzer mit Hilfe von herrschaftlichen Amtspersonen bei Nacht und Nebel. Gewöhnlich wurden die armen Burschen in ihrem Bette überfallen und gebunden weggeführt. Selbst bei Tage waren diese Burschen nirgends recht sicher. Der für tauglich Befundene mußte Vater und Mutter, Bruder und Schwester und alles, was ihm lieb und teuer war, auf ganz unbestimmte Zeit verlassen, um einem liebe- und freudeleeren Leben entgegenzugehen, das ihn mit Hilfe eiserner Zuchtmittel, wie Krummschließen, Steckstreichen, Spießruten, zu einem Geschöpfe umformte, das zu jeder wirtschaftlichen Tätigkeit mehr weniger unfähig, als Sonderling unter seinen Mitmenschen herumirrte, nicht selten sogar herumbettelte.

Um diesem harten Schicksale zu entgehen, flüchteten viele junge Leute in das benachbarte Bayern oder in's „Künische" (freier Königsboden), andere griffen zur Selbstverstümmelung, indem sie sich das erste Glied des Zeigefingers der rechten Hand weghackten, oder die Sehnen dieses Fingers durchschnitten und ihn solange krummbanden, bis sie ihn nicht mehr strecken konnten. Noch andere brachen sich die vordersten Schneidezähne aus, oder was das Allerschlimmste war, vielen ein lebenslängliches Siechtum, einen frühen Tod einbrachte: sie beizten sich die Füße in der Gegend des Schienbeines auf und erhielten die Wunde so lange offen, bis sie entweder ganz unheilbar ward, oder die Heilung nur mehr mit Lebensgefahr gewagt werden konnte.

Einzelne Jünglinge verließen sich auf ihre Wachsamkeit und auf die Schnelligkeit ihrer Füße, mitunter auch auf ihre herkulische Kraft, auf ihr scharfes Messerbesteck, das sie Tag und Nacht bei sich hatten; auch Sicheln, Sensen, Häckselmesser, Mistgabeln u. A. wurden zur Vertheidigung zurechtgelegt. Es ereigneten sich da gar gräuliche Dinge, und Blutvergießen war nichts Ungewöhnliches. Die also gefährdeten jungen Leute gehörten ausnahmslos zu den begeistertsten Auswanderern. Dazu gehörten auch mehre Militärflüchtlinge aus Bayern, die in Böhmen meist unter falschem Namen lebten. Viele sonst wohlbestellte Professionisten, Kleinhäusler u. A. wollten ihre heranwachsenden Söhne vor dem sie erwartenden Lose durch die Auswanderung in die Militärgrenze retten, wo ihnen eine zehnjährige Militärfreiheit zugesichert wurde, und wo das Einfangen der Rekruten gar nicht vorkam.

Sehr vielen Familien hatten die drückenden Verhältnisse, in welchen sie als „J'leut'" (Inleute) zu ihren Bauern standen, die alte Heimat verleidet: Der „J'mo" erhielt vom Bauer ein kleines Häuschen (Imohäusl) als Wohnung, Stall und Futter für eine Kuh, einige Bifonge (Streifen) Feld und hie und da auch Brennholz. Dafür ward er und sein Weib verpflichtet, für den Bauer jederzeit gegen einen Taglohn von 5 bis 7 Kreuzern W. W. (= 3·5 bis 4·9 kr. ö. W.) nebst der Kost, diese nur an Arbeitstagen, zu arbeiten. Arbeitsunfähige Kinder mußten die „J'leute" selbst verpflegen. Nur an solchen Tagen, an denen der Bauer keine Arbeit für sie hatte, konnten und durften sie sich anderweit nach solcher umsehen. Bei den Arbeiten im Ochsenstalle mußte der „Imo", bei jenen im Kuhstalle das „Iwei" jahraus, jahrein ohne Entgelt täglich mithelfen; Letzteres hatte allwinterlich noch ein Schock (60 Strähnen, à 9 Widl zu 60 Fäden) „wirchanes" Garn zu spinnen.

Die Kinder der „Ileute" wurden frühzeitig in den Dienst der Bauern getan als Viehhüter und brachten es nach und nach zum Klein-, Groß- und Oberknecht, beziehungsweise zur Klein-, Groß- und Oberdirn. Dabei wurden die Knechte 30 und mehr, die Mägde 25 und mehr Jahre alt, bis sie endlich an's Heiraten denken konnten. An außerehelichen Kindern konnte es unter diesen Umständen nicht fehlen, und ihre armen Mütter waren „geschlagene" Leute oft ihr ganzes Leben hindurch; aber auch die Kinder hatten zu leiden, wenn sie entweder einen Stiefvater oder gar keinen Vater erhielten.

Wenn nun alle diese Leute den unfreien, drückenden Verhältnissen durch die Auswanderung zu entrinnen suchten, so ist das nur ganz und gar natürlich, so wie es auch natürlich ist, daß alles ledige Wasser talabwärts fließt. Und Josef Rank hat auch nur als Dichter recht, wenn er in seinen „Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben im Böhmerwalde", Band I., Seite 200, sagt: „So fing es endlich an, den Deutschen im Böhmerwalde wieder recht heimlich und behaglich

daheim zu werden." Die Vorwürfe aber, die er unseren Auswanderern auf Seite 202 entgegenschleudert, sind mindestens allzuhart, wenn nicht gar ungerechtfertigt, und um sie einigermaßen doch abzuschwächen, sind die sonst so ziemlich bekannten Ursachen der Auswanderung hier aufgezählt werden.

2. Die neue Heimat.

Die k. k. österreichische Militärgrenze, so hieß das Land, welches unsere böhmischen Auswanderer zu ihrer neuen Heimat auserkoren hatten. Kurz nannte man es Militärgrenze, oder auch Grenze. Es war ein meist schmaler Streifen Landes, der sich vom Adriatischen Meere längs der 227·7 geographischen Meilen (= 1689·63 km) langen Grenzlinie gegen die damalige Türkei bis an die Ostgrenze Siebenbürgens erstreckt hatte. Seine wirkliche Länge betrug 108, seine Breite an manchen Stellen kaum Eine geographische Meile. Das Grenzland ward nach und nach von den ungarischen Ländern abgetrennt und seine Bevölkerung gegen die Einfälle der Türken militärisch organisiert und verwaltet (1522—1761). Das ganze Land umfaßte 837·3 Quadratmeilen (= 48.159·03 km²), die Einwohnerzahl belief sich i. J. 1815 auf 940.598 Köpfe*); es kamen also auf eine Quadratmeile 1123 Menschen.

Hier soll nur die engere Heimat unserer Ansiedler, nämlich die banater Militärgrenze, und von dieser der Bezirk des W. J. Grenzregiments besonders in's Auge gefaßt werden.

Die banater Militärgrenze lag im Süden von Banat, grenzte im Osten an Siebenbürgen und an die Wallachei (Rumänien), im Süden und Westen an die Donau (Serbien und Slawonien). Der Flächeninhalt betrug 175 Quadratmeilen (= 10.065·49 km²), die Einwohnerzahl 175.044 Köpfe, u. z. im Jahre 1815; es kamen somit auf die Quadratmeile rund 1000 Einwohner. Diese Zahl dürfte aber für den gebirgigen Bezirk des W. J. Grenzregiments etwa auf die Hälfte herabgesunken sein, weil das ebene Gebiet des deutschbanater Regiments und des Titler Bataillons zumindest doppelt so dicht bevölkert war als jener.

Der westliche kleinere Teil der gewesenen banater Militärgrenze gehört zur banater Ebene und ist wie diese äußerst fruchtbar; der östliche größere Teil aber wird von den südwestlichen Ausläufern der Siebenbürger Karpaten bedeckt. Der Gebirgszug längs der rumänischen Grenze hat den Charakter einer Hochalpe mit steilen, teils felsigen, teils bewaldeten Abhängen und Schluchten, in welchen oft bis in den

*) Dr. J. H. Schwicker: Geschichte der österreichischen Militärgrenze. 1883.

Sommer hinein noch Schnee lagert. Auf den Kämmen gibt es ausgedehnte herrliche Alpenweiden. Die hohen herrlichen Felswände bei Mehadia sind aus Basalt, Nagelfluh und Höhlenkalk aufgebaut. Nur im äußersten diesseitigen Vorgebirge sind hier einige rumänische Dörfer zu finden. Die höchsten Gipfel dieses Gebirgszuges übersteigen 1200 m, wie z. B. der Gugu (1209 m).

Vom Szarko (2190 m) gegen Westen erhebt sich der Szemenik bis zur Höhe von 1447 m. Er bildet den Knotenpunkt der banater Berge, die gegen Osten bis in das Temeschtal, gegen Süden bis an die Donau und gegen Westen bis Baziasch, Banat-Weißkirchen, Werschetz, Kudritz und Lugosch sich ausbreiten. Diese Gebirge sind größtenteils mit Urbuchenwäldern bestanden, aus denen zahlreiche saftige Waldwiesen (Poieni) hervorlugen. Davon sind jene am Rücken des Szemenik die ausgedehntesten und großartigsten.

Die Ausläufer gegen das Temeschtal sind weniger steil, enthalten keine Felsschroffen und weisen leichten Sandboden mit Glimmerschiefer, Katzengold, auf. Das Mittelgebirge ist hier wieder weniger steil als das Vorgebirge; es kommen da Berge mit breitem, schier flachem Rücken vor, und darum ward diese Gegend für unsere Ansiedler ausersehen.

Der Hauptfluß des Landes ist die Donau, welche den karpatischen Gebirgszug von Baziasch bis unterhalb Orschowa durchschneidet und da die letzte Strompforte (Eisernes Tor) passiert, durch welche die niederungarische Tiefebene mit der rumänischen verbunden ist. Die anderen bedeutenderen Flüße dieses Landstriches: die Temesch, die Karasch, die Nera und die Tscherna (Černa) führen ihre Wasser alle der Donau zu. Von den zahlreichen Quellen, Bächlein und Bächen, welche am östlichen Szemenikabhange in den Einsenkungen dahinrieseln, beziehungsweise in den Tälern dahinrauschen, verdienen besonders erwähnt zu werden: Par (Bach) Szemenik, Par Gradistje und Par Vrebu. Diese vereinigen sich am Fuße des Szemenik und bilden hier die Temesch, welche als wildes Gebirgsflüßchen gen Teregowa, Armönisch, Alt-Szadowa eilt, von da bis Karansebesch das Temeschtal durchfließt, zeitweise auch überschwemmt, weiter in einem großen Bogen das Banat durchschleicht und unweit Panesowa als schiffbarer Fluß in die Donau mündet. Der Teregowaer und der Armönischer Schlüssel gewinnen durch den Durchfluß der Temesch an Bedeutung. Alle Gebirgsbäche und der Oberlauf der Temesch führen Gold mit sich, das von den sogenannten „seßhaften“ Zigeunern durch Waschen gewonnen wird. Die Schwefelquellen im Herkulesbade bei Mehadia sind weltbekannt, während das kalte Adlerbad (5° R.) am Rücken des Szemenik nur von den umwohnenden Rumänen geschätzt und im Hochsommer auch zahlreich benützt wird. Das Lustbad um diese Jahreszeit und die herrliche Rundschau da oben

sind von den blutarmen und nervenschwachen Städtern noch vielzuwenig erkannt.

Außer dem Waschgolde werden in den banater Bergen noch zutage gefördert: Kupfer bei Moldowa, Eisenerze bei Rußkberg, Reschitza und Anina, Kohlen in Kosla, Reschitza und Golez. In den verfallenen Bergwerken bei Weidenthal, die aus der Zeit des ungarischen Königs, Mathias Corvinus, stammen, findet man auch Kaolin.

In den Gebirgstälern gedeihen Weizen, Mais, Hanf, viele und gute Zwetschken, seltene Winteräpfel, Birnen, vorzügliche Kirschen, Weichsel und wälsche Nüsse. Der Weinstock aber kommt nur an der Donaulände und südlich vom Plugowaer Berge (Porta orientalis), gen Mehadia und Orschowa, gut fort. Vom Pflanzenwuchse im Mittelgebirge wird später gesprochen werden.

In den Waldungen hausen Bären, Wildschweine, Wölfe, Füchse, Fischotter, Marder, Iltisse, Dachse, Rehe, Hasen und ein Heer von Raub- und Singvögeln; in den Gebirgsbächen finden sich die köstliche Steinforelle und die schmackhaften Steinkrebse. Dagegen wird die Golumbatscher oder Kriebelmücke nicht selten zur Landplage für Menschen und Tiere. Diese kleine Mücke mit gelblichem Hinterleibe erscheint im Frühjahre, sobald die Baumknospen springen, in wolkenähnlichen Schwärmen und ist um so gefährlicher, je milder und trockener das Wetter sich anläßt. Dem Rindvieh setzen sich diese Tierchen mit Vorliebe zwischen die Hinterbeine, an Brust, Wamme und Bauch und gelangen durch das Einatmen bis in die Luftwege, welche anschwellen und nicht selten den Erstickungstod herbeiführen. Das Einreiben der Tiere mit faulem Schmer, Wagenschmiere und Petroleum gewährt nur einigen Schutz gegen diese giftigen Mücken, aber qualmender Rauch vertreibt sie gründlich, während ein anhaltend kalter Regen sie ganz und gar unschädlich macht. In der Donaugegend und in und um Mehadia kommen auch Skorpione und Sandvipern vor.

In den Tälern, im angrenzenden Hügellande so wie im Vorgebirge ist das Klima ein durchaus gemäßigtes, im Mittelgebirge mehr rauh und kalt, während das Hochgebirge mit seinen höchsten Spitzen an die Schneeregion grenzt. Gesunde Luft, gutes Trinkwasser trifft man allenthalben, besonders aber im Hoch- und Mittelgebirge an. Die Temperatur ist selbst in den Niederungen äußerst extrem; manchen Sommer steigt sie auf + 35° C., während sie im Winter nicht selten bis — 25° C. sinkt. Auch ihr Wechsel innerhalb 24 Stunden ist ein rascher, starker und gilt als Hauptursache des hier auftretenden Wechselfiebers, das namentlich Fremden gefährlich werden kann. Im Allgemeinen muß diese gebirgige Gegend als eine gesunde bezeichnet werden, besonders im Mittelgebirge. Trockenheit und Dürre manchen Sommers reichen in dieses selten hinein, ist aber der Sommer in den Niederungen ein nasser, dann ersticken im Mittelgebirge die Kultur-

pflanzen im Regen und im Nebel. Hagel und Wolkenbrüche sind hier ebenfalls bekannte Übel der Wetterlaune.

Zur Zeit der deutsch-böhmischen Einwanderung bestand die Banater Militärgrenze aus dem Deutschbanater, aus dem W. J. Regiments- und aus dem Titler (Csaikisten) Bataillonsbezirke. 1837 wurde aus zusammenhängenden Teilen der beiden ersteren Bezirke das Illyrisch-banater Regimentsgebiet geschaffen. Der W. J. Bezirk, eigentlich der östliche gebirgige Rest, hieß jetzt Wallachbanater, später Romanbanater Grenzregiment mit der Nummer 13, während „Illyrischbanater" in „Serbischbanater" umgewandelt wurde. Titel, Pancsowa, Banat-Weißkirchen und Karansebesch waren die Stabsorte dieser vier Bezirke. Die Banater Militärgrenze war dem General-Kommando in Temeschwar und dem Hofkriegsrat in Wien untergeordnet, welch letzterer in Armee-Oberkommando und dieses endlich in Kriegsministerium umgetauft worden ist.

Die Regimentsbezirke zerfielen in Kompagniebezirke und diese wieder in Stationen (Ortschaften), wenn sie nicht von einem einzigen großen und volkreichen Dorfe gebildet waren.

Dem R.-K. waren zugeteilt: Das Regimentsgericht, eine Verwaltungs-, eine Rechnungs-, eine Bau- und eine Forstabteilung nebst der Regiments-Schulenkommission. Dem K.-K. stand ein Verwaltungs-Offizier, ein Kompagniearzt, eine Hebamme und eine Försterei zur Seite, während der St.-K., gewöhnlich ein Verwaltungs-Unteroffizier, mit den von der Kompagnie ernannten Ortsvorstehern und Ausschußmännern die Ortsobrigkeit bildete.

Die Bewohner des romanbanater Grenz-Regimentsbezirkes sind „Wlachen" (Rumänen), die sich zur gr.-orthodoxen Kirche bekennen; nur in Karansebesch, Mehadia, Bosowitsch und in Alt-Orschowa wohnten schon zu jener Zeit deutsche Kaufleute und Meisterschaften, und Neu-Karansebesch war damals die einz'ge deutsche Ansiedelung (1808). Die Zahl der Judenfamilien war für jede Stadt eine sehr geringe, beschränkte.

Nach Rechten und Pflichten teilte sich das Grenzvolk in obligate Grenzer, in Schutzleute, in Kommunitätsbewohner, Grenzoffiziere und Militärgrenz-Beamte. Zu den obligaten Grenzern gehörten die Besitzer von Grenzansäßigkeiten. Diese Grenzerfamilien wurden Hauskommunionen genannt; es gab einzelne mit 50 und mehr Köpfen. Ihnen standen alle Rechte und Pflichten eines Grenzers zu, wie die wesentlichsten davon auf Seite 3 und 4 mitgeteilt wurden. Das Oberhaupt einer Hauskommunion war der Hausvater. Die Geschäftsleute und Meister, welche bloß ein Haus (Schutzhaus) nebst einem Joch Hausplatz besitzen durften, waren Schutzleute und als solche von den eigentlichen Grenzobliegenheiten befreit. Eine noch unabhängigere Stellung nahmen die Bewohner der Militär-Kommunitäten ein. Sie allein durften sich „Bürger" nennen und genossen als solche so ziemlich alle Rechte eines

Bürgers, ohne an die schweren Pflichten eines obligaten Grenzers gebunden zu sein. Solche Militär-Kommunitäten gab es in der banater Grenze zwei: Pancsowa und Banat-Weißkirchen.

Die Grenz-Offiziere und die Militärgrenz-Beamten stammten entweder aus dem Grenzvolke oder aus den anderen österreichisch-ungarischen Ländern; jene waren vom Grenzvolke mehr gefürchtet als diese. Den meisten von ihnen galt das „Militärgrenz-System" als vorzügliche Schule, in der sie sich zu den höchsten militärischen Stellungen ausbilden konnten. Sie genossen hier auch mancherlei Vorteile und Guttaten. Jeder Grenz-Hauptmann und auch mehre Verwaltungs-Offiziere konnten Wagen und Pferde halten, und alle hatten bequeme Freiwohnungen, Hausgarten und ein Joch Freigrund.

Die Rumänen gehörten hier mit äußerst geringen Ausnahmen dem obligaten Grenzstande an. Sie sind Abkömmlinge eines alten makedonischen Volksstammes, der einst unter römischer Herrschaft stand, weshalb sie ihre Abstammung nicht ungerne von den alten Römern herleiten. Ihre Sprache hat mit der lateinischen und italienischen viele Ähnlichkeiten, ihre Lebensweise mit jener der Italiener. Sie sind ein wohlgebildeter, kräftiger Volksstamm, geistig gut veranlagt, persönlich sehr bildungs- und kulturfähig, gastfreundlich, äußerst bescheiden und so gutmütig, daß sie hierin den „deutschen Michl" noch überbieten; aber nur solange, als sie nicht gereizt und fanatisiert werden, in welchem Zustande ihre Rohheit an's Tierische grenzt . . . Mit seinen Haustieren spricht der Rumäne so wie mit unschuldigen Kindern und behandelt sie mit einer Schonung und Milde, wie man dies bei keiner anderen Nation wiederfindet.

Der Rumäne ist äußerlich sehr religiös ohne Heuchelei: Vor jeder Mahlzeit und vor jedem wichtigeren Beginnen so wie auch bei jedem außergewöhnlichen Vorfalle und Ereignisse schlägt er ein griechisches Kreuz und murmelt einige heilige Worte. Daß ihm aber trotzdem weder die Sonntagsruhe noch fremdes Eigentum heilig sind, daran dürften geistlicher und weltlicher Unterricht am meisten schuld sein; denn ein Volk, das sich, gleich dem rumänischen, auf das Geheiß seiner Kirche alljährlich durch mehr als eilf Wochen von allen Fleisch-, Milch- und Eierspeisen unter oft sehr schwierigen Verhältnissen auf das Allergewissenhafteste enthält, ein solches Volk sollte Gottesgebot (das siebente) weniger achten, wenn ihm dasselbe in Kirche und Schule gehörig erklärt würde?!

Die Rumänen bewohnen die schönen fruchtbaren Täler und das in diese auszweigende Hügelland, u. z. Dörfer mit 40 bis 500 Familienhäusern, besitzen aber nebstbei auf ihren Gebirgswiesen einen „Salasch", d. i. eine einfache Hütte und einen ebensolchen Stall, wo sie im Winter das gewonnene Heu verfüttern. Zur Herbstzeit halten sie sich hier mit ihren Schafherden auf und bereiten da den sehr beliebten

„Prnsa" (Schafkäse). Das häufig noch vorkommende Ausweiden der Wiesen im Frühjahre schädiget den Graswuchs und damit die Heuernte recht bedeutend.

Das Wohnhaus des Rumänen war zur Zeit unserer Einwanderung ein kleines Blockhäuschen, aus Buchenrundholz „aufgeschrotten" (mittels der Holzhacke aufgezimmert). Lot- und wasserrechte Linien waren daran selten zu entdecken. Das Dach war ein sogenanntes „wallachisches" Schindeldach (doppelte Schindelreihen, voll auf Fug, von denen jede nur die nächste erreicht). Der innere Raum des Häuschens war durch eine Scheidewand, die oft nur aus einem verschmierten Flechtwerk bestand, in ein Stübchen und in eine Küche geteilt. Aus dem Hausflur, der durch das vorspringende Hausdach gedeckt, nach dem Hofe zu aber ganz offen war, gelangte man durch eine niederige, schmale Tür in die Küche. Diese Tür bestand meistens aus einem mit der Holzhacke gezimmerten Buchenbrette und war mittels hölzerner Kegel und Bänder derart an dem Türstocke befestiget, daß sie nach dem jedesmaligen Öffnen mit einer Wucht zufiel, die dem unvorsichtig Eintretenden gefährlich werden mußte. Durch eine ebensolche Tür ging man in das Stübchen. Dieses hatte ein oder zwei winzige Fensterchen, die mit Holzgeflecht oder mit in Öl getränktem Papier verschlossen waren. Den Fußboden bildete eine glattgestrichene Lehmschichte. Hier und da stand an einer Stubenwand ein aus Lehm aufgeschlötteter Ofen in der Form eines Kegelstutzes, aber geheizt wurde er höchst selten. In einer der Zimmerecken wurden etliche rauhbezimmerte Buchenbretter von vier in den Fußboden eingetriebenen Pfählen aus Rundholz getragen; darüber waren einige grobe schafwollene Kotzen ausgebreitet und bildeten ein Bett, das durch ein Bündel Wäsche als Kopfpolster vollendet war. Andere, oft sehr schön gestickte Wäsche nebst Woll- und Hanfgespinst hing auf Stangen und auf Wandnägeln in der Stube herum. An einem der Fenster steht ein Webstühlchen, auf welchem jedes rumänische Weib alle für das Haus nötigen Woll- und Hanfweben, mitunter auch schöngemusterte, auf eine höchst einfache aber sehr langsame Art auszuführen versteht. Eine kleine buntbemalte Truhe, ein Heirats-Ausstattungsstück, vollendet so ziemlich die ganze Zimmereinrichtung. Tische, Stühle und Schränke suchte man zu jener Zeit vergeblich im Zimmer.

Der Küchenraum, meist größer als die Stube, war allenthalben rauchgeschwärzt und erglänzte stellenweise von Ruß, weil der Rauchfang stets ein offener, aus Reisig geflochtener war, oder auch gänzlich fehlte. Anstatt des Herdes ist eine Feuerstelle am Fußboden vorhanden, über welcher ein an einer Kette befestigter eiserner oder hölzerner Haken herabhängt, an dem eiserne oder kupferne Kesselchen über Feuer gehalten werden. Außer diesen Kesseln finden sich noch eine oder zwei gestielte gußeiserne Pfännlein, einige unglasierte irdene Töpfe, eine hölzerne Schüssel, ein einziger solcher Löffel, ein Stück Rundholz als Kochlöffel

und ein mächtiger gußeiserner Sturz (Česstu) vor, unter welch letzterem auf einer erhitzten Steinplatte das Maisbrot (Malei) gebacken wird. In einer Ecke lehnt ein etwa 20—25 dm² großes, rohgezimmertes, viereckiges Buchenbrett mit vier eingebohrten, kaum 10 cm langen Füßchen; das ist der Speisetisch, in dessen Ermangelung die Speisen auf einem am Fußboden ausgebreiteten wollenen Lappen angerichtet werden. Die Stühlchen sind aus einem etwa 100—150 cm² großen, unregelmäßigen, viereckigen Brettchen gemacht, in welches drei Füßchen, 15—20 cm lang, eingebohrt sind. Die Mahlzeiten werden stets in der Küche neben dem flackernden Herdfeuer, das auch die Beleuchtung zu besorgen hat, eingenommen.

Die wichtigste Räumlichkeit im ganzen Hause ist die Vorratskammer. Diese steht entweder im Hofe als eigenes Gebäude, oder sie ist am Hinterende des Hausflurs angebaut. Sie birgt Selchfleisch, Speck, Käse, Mehl, Branntwein, kurz: alle Mundvorräte und sonstigen Schätze des Hauses, die der Hausvater sorgfältig unter Schloß und Riegel hält.

Als unentbehrliches Wirtschaftsgebäude sehen wir an einer luftigen Stelle noch den „Hambar", eine auf einem Unterbau, der als Schweinestall dient, ruhende, schmale Schupfe, deren Wände wagrecht stakeliert sind. In diesem luftigen Raume wird der Kolbenmais zum Trocknen aufbewahrt. Eine offene Wagenschupfe und ein kleiner, niedriger Stall ohne Pflaster und ohne Dielen schließt die Reihe der Wirtschaftsgebäude ab.

Kleidung und Nahrung unserer Rumänen sind äußerst einfach: Der Mann trägt im Sommer eine weite hanfene (Unter-)Hose und darüber ein bis an die Knie reichendes hanfenes Hemd, das um die Lenden mittels eines Woll- oder Ledergürtels zusammengehalten wird, an der Brust und Kehle stets offen. Ein schwerer breiter Filzhut oder eine hohe Schafpelzmütze vollenden den Sommeranzug eines armen Rumänen. Der wohlhabende trägt auch im Sommer Opanken, ein verziertes Wolleibchen und darüber noch einen sackähnlichen Rock aus Haustuch. Im Winter kommen noch eine verschnürte ungarische Wollhose, ein Mantel aus grobem Haustuch oder ein Schafpelz hinzu. Alte Männer tragen auch Pelzleibchen.

Das rumänische Weib ist mit einem übermäßig langen hanfenen, an Festtagen mit einem baumwollenen Hemde angetan, das mit selbstgefertigten kunstvollen Buntstickereien geziert ist. Über diesem Hemde wird vorne und rückwärts je eine Art kurzes Vortuch (Obreg) mit einer langen bunten Leibbinde derart festgebunden, daß das lange und weite Hemd in reichlichen Falten über die Binde herabfällt und so eine Art Schlauch ohne Ende (Busen) bildet, in welchen durch den Brustschlitz mannigfache Habseligkeiten, selbst Eßwaren eingeschoben und mitgetragen werden. Die erwähnten Vortücher sind mit Silber- und Goldfäden

durchwoben und mit allerhand glänzendem Flitter ausgestattet; sie reichen kaum bis zum Schoß, von wo aus bunte Wollfransen bis an die Knöchel hinabwallen. An Sonn- und Festtagen legen die Weiber entweder Opanken oder färbige Stiefel (Csismen) und bunt ausgenähte Pelzleibchen an; im Winter wird darüber noch eine lange Jacke aus weißem Haustuch angezogen. Das reichliche Kopfhaar wird in Zöpfe geflochten, damit, oder auch mit falschen Zöpfen, am Scheitel eine Art Krone geformt und darauf ein kleines reichgesticktes Häubchen befestiget, das überdies noch mit Gold- oder Silbermünzen geschmückt wird. Auch als Halsschmuck werden derlei Münzen getragen. Die Mädchen tragen ihr Haar in Zöpfen, die am Rücken niederbaumeln. Die Mädchen halten sich sehr brav; uneheliche Kinder trifft man fast nirgends.

Den Säugling trägt die rumänische Mutter in einer eigens hierzu geformten Schachtel aus Baumrinde am Rücken überallhin mit sich, dabei hat sie im Lendengürtel noch einen von ihrem einstigen Bräutigam zierlich geschnitzten Rocken mit Hanf oder Schafwolle stecken, aus welchem sie mittels einer Spindel gleichmäßige Fäden zieht, während sie über Feld und Flur singend und pfeifend dahinschreitet. Auf hochgeladenem Heuwagen sitzend, vertreibt sich die Rumänin die Zeit gleichfalls mit Spinnen.

Die Haupt- und Lieblingsspeise des Rumänen ist die täglich einmal frischbereitete Polenta (Gulješa). Die Bereitung dieser Nationalspeise besorgt, namentlich wenn Gäste da sind, der Hausvater eigenhändig in dem am Feuerhaken hängenden Kessel. Nebenher werden am offenen Feuer, um welches die Gäste mit den männlichen Hausbewohnern gemütlich plaudernd herumsitzen, in einem irdenen Topfe Bohnen, oder Erdäpfel mit Rüben, auch süßes oder gesäuertes Kraut mit mundgerecht zerschnittenem Schaf-, Ziegen- oder Schweinefleisch, fleißig umgerührt und gekostet, bis alles gar wird.

Nun wird das niedrige Tischchen zwischen den Umsitzenden zurechtgestellt und der Kessel mit der Polenta darauf entleert. Der Hausvater bekreuziget sich, murmelt einige Worte dazu, was alle Hausgenossen nachmachen, und ladet die Gäste ein, mit ihren Stühlchen an den dampfenden Tisch zu rücken. Während dieses geschieht, ergreift er die bereitstehende „Čutura“ (ein flachrundes Holzgefäß mit Zwetschenbranntwein), schlägt wieder ein Kreuz, trinkt seinen Gästen unter Glück- und Segenswünschen zu und reicht das Gefäß seinem Nachbar rechts zum Rundgange. Unterdessen zwackt der Hausherr mit den Fingern ein Stück Polenta ab und schiebt es in den Mund, nimmt dazu einen vollen Löffel vom gekochten Gemüse aus dem Topfe, steckt den Löffel in den Topf zurück und reicht diesen dem rechtssitzenden Nachbar. Und so kreisen Holzflasche und Gemüsetopf unter fortwährenden frommen Wünschen und freundlichem Zuspruche des Hausherrn so lange in der Runde, bis man allenthalben gesättiget ist, was eine ganz geraume

Zeit erfordert. Anstatt des Gemüses wird häufig gesalzener Schafkäse (Prnsa) zur Polenta gegessen. Diese Hauptmahlzeit des Tages wird gewöhnlich des Abends gehalten, und der Rumäne weiß sich dieselbe auch am „Salasch“ und selbst auf Reisen, u. z. am Straßengraben zuzubereiten, wo er im Sommer auch zu nächtigen pflegt. Brot, namentlich weißes, gilt als Leckerbissen. Die Kinder bitten den Deutschen nur um Brot.

Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe lagen in der Militärgrenze ganz darnieder, weil die Beschränkungen der Grenzer in deren Erlernung erst i. J. 1850 aufgehoben worden sind. Salzschwärzungen aus der nahen Walachei waren indes nicht selten. Die Ausfuhr von Nutzholz beschränkte sich auf Dachschindel, Wagenachsen und Leiterbäume.

Am ganzen Ochsenwagen eines Rumänen war zur Zeit der deutschböhmischen Ansiedelung außer dem eisernen Bohrer, der als Jochnagel zur Befestigung des Joches an der Deichsel verwendet ward, auch nicht Ein Stückchen Eisen zu finden. Die massigen Holzräder hatten genau so viele Ecken als Fellen, die Achsen wurden selten oder nie geschmiert und verursachten während des Fahrens ein ohrenzerreißendes Ächzen und Krächzen. Bei einer langen, die Straße entlang fahrenden Wagenreihe wächst dasselbe zu einem wahren Höllen-Konzerte an; dessenungeachtet liegen die Eigentümer der langsam einhertrottenden Ochsengespanne im Wagen am Bauche und schlafen. Führt nun ein Schalk das vorderste Ochsenpaar am Stricke im sanften Bogen wieder auf den Weg zurück, den es gekommen, so folgen alle übrigen nach und schreiten in dieser Richtung gemütlich fort, bis endlich einer der Schläfer erwacht und den Schabernak merkt.

Außer dem erwähnten Bohrer, der Holzhacke, Sense, Haue, Gabel, Pflugeisen, Dengelzeug, Feuerstahl und einem säbelartiggekrümmten Gürtelmesser gab es im ganzen Hause kein eisernes Werkzeug mehr. Eisen galt überhaupt als sehr begehrenswert.

An gewissen Tagen des Jahres wird „Bomana“ (Liebesgabe an Speise und Trank) für Lebende und Tote ausgeteilt. Abergläubig ist der Rumäne im hohen Grade. Der Glaube an den „Strigon“ (Vampir) ist der schlimmste: Danach gehen gewisse Verstorbene als Blutsauger unter den Lebenden um, verursachen Krankheiten und andere Unglücksfälle und dies solange, bis der betreffende Bösewicht wieder ausgegraben, ihm das Herz durchstochen und an den Sarg festgenagelt wird.

Die Schafzucht wurde mit Vorliebe betrieben, dagegen Pferde, Rindvieh und Schweine nachlässig gepflegt. Pferde werden selten, Rindvieh niemals geputzt. Erstere suchen im Winter einen Teil ihrer Nahrung auch unter dem Schnee hervor. Das Kalb saugt solange an seiner Mutter, bis es durch ein nachkommendes verdrängt wird. Manche Kühe saugen an den eigenen Zitzen. Von einem regelmäßigen Melken

der Kühe war damals keine Rede. Hühner und Gänse werden sich selbst überlassen, letztere niemals gerupft. Schafstallungen kennt man nicht und die anderen Viehställe sind selten oder doch nur mangelhaft verputzt.

3. Gründung deutschböhmischer Ansiedelungen.

Weidenthal. Sieht man vom östlichen Randfelsen des Szemenik gegen N.-N.-O., so bemerkt man in einer Entfernung von ungefähr 6·4 km eine Art Gebirgstal, das im N. von Tilva Petricseli (1052 m) und Stina lui Terebuga (990 m), im O. von Tilva de socn (1039 m), im S. von Tilva Pipi (1003 m) und von Cracn Bolovan (975 m), und im W. von Cracu spinulni (1003 m) eingerandet ist, und dessen Sohle von sanfteren Gebirgshügeln gebildet wird. Auf einem dieser Hügel, Cracu Brebul (884 m) und seinen mehrfachen Verzweigungen liegt Weidenthal, von den Rumänen Brebu genannt. Vom Temeschursprung ist der Ort 2 km, von der gewesenen Kompagniestation Szlatina 12·5, vom teilweisen steirischen Franzdorf 8·6, vom gewesenen Regimentsstabsorte Karansebesch 21·6, von Reschitza 20·4 und von Teregowa, dem jetzigen Sitze des Stuhlamtes und des Bezirksgerichtes 14·9 km entfernt. Die vier Hauptgassen bilden ein längliches Viereck, die sieben Nebengassen sind Verlängerungen der Hauptgassen, zwei davon förmlich abgetrennt und gebrochen.

Damit die ein Joch großen Hausplätze rechteckig ausfallen, wurden die Gassen talab und bergauf geführt und dabei selbst sumpfigen Stellen nicht ausgewichen.

Die ganze Ortslage und die umliegenden Berge waren zur Zeit der Besiedelung mit dichtem Buchenurwalde bedeckt; nur die schmalen sumpfigen Gebirgstäler, durch welche krystallhelle Bächlein fließen, so wie einzelne schroffe Bergausläufer waren bis zu den sanfter ansteigenden Lehnen waldfrei.

Im Frühjahre 1828 kamen die 56 Familien, welche den Winter über in Szlatina untergebracht waren, den mühseligen Gebirgsweg nach Weidenthal herauf, wo sie mitten im Walddickicht ihre Nothütten errichteten, in welchen sie bis gegen den Herbst wohnten. Um diese Zeit wurden je zwei Familien in einem der mittlerweile fertiggestellten Blockhäuschen untergebracht. Diese Häuschen wurden von Unternehmern aus Buchenrundholz aufgeschrotten, waren ungefähr 4 Klafter lang, 2 ½ Klafter tief, ohne Fundament und ohne Untermauerung und enthielten Zimmer und Küche. Vertikale und horizontale Linien waren an ihnen nur selten vorhanden. Das Ärar zahlte ein solches Häuschen anfänglich mit 75, später aber mit 81 Gulden Konventions-Münze. Martin Draxler und Josef Heimerl erbauten sich ihre Häuser selbst nach Art

jener im Böhmerwalde mit flachem Legdach, und strichen den dafür ausgesetzten Geldbetrag bar ein.

Auf den Gassen und Hausplätzen wurden die mächtigen Buchenstämme gefällt und lagen da kreuz und quer durch- und übereinander, bis sie nach und nach zersägt, in mächtige Haufen geschichtet und da verbrannt wurden. Die Baumstümpfe blieben jahrelang stehen, und jene in den Stuben wurden hie und da als Tische benützt.

Weidenthal erhielt 133 Hausplätze, von welchen sieben unbesetzt blieben, während die übrigen unter folgende Ansiedler verteilt wurden:

Namensverzeichnis

der ersten deutschböhmischen Ansiedler in Weidenthal (1828) nach ihren Hausnummern geordnet.

Nr. 1. †Dusek Johann,
„ 2. Schmerl Andreas,
„ 3. Schrenner Johann,
„ 4. Neumeier Peter, vulgo Böanlocha Wägna,
„ 5. *Illböck Johann, umgewandelt in Irlweck,
„ 6. *Graßl Wenzel, vulgo Moargethn-Wenzl,
„ 7. Szahorzek Johann,
„ 8. †Slup Johann,
„ 9. Wesselak Johann,
„ 10. *Graßl Klement, vulgo Moargethn-Mentl,
„ 11. †Krasta Mathias,
„ 12. Enzmeier Johann,
„ 13. *Eckl Johann,
„ 14. Bohmann Michl,
„ 15. *Jackl Franz,
„ 16. †Peczak Jakob,
„ 17. Schreiner Wenzel,
„ 18. Buchal Georg,
„ 19. Wittmann Thomas,
„ 20. Kirchmeier Georg,
„ 21. Jeidl Michael,

Nr. 22. Paukraz Johann,
„ 23. *Kunz Christof, vulgo Häslbächa,
„ 24. Zierhuth Josef,
„ 25. *Neumeier Franz, vulgo Böanlocha-Fränz,
„ 26. Hronek Wenzel,
„ 27. †Gral Peter, umgeändert in Krall,
„ 28. Hastreiter Jakob,
„ 29. Fürch Christof,
„ 30. *Heimerl Josef,
„ 31. *Brandl Johann,
„ 32. Gemeindehaus,
„ 33. Wirtshausplatz,
„ 34. †Schrimpf Michael,
„ 35. Kunz Martin, vulgo Häselbacher-Martin,
„ 36. Kronek Josef,
„ 37. Pinger Johann,
„ 38. *Meixensperger Andreas, vulgo Schmälz gröiwa,
„ 39. Michlbauer Christof,
„ 40. Bernhard Franz,
„ 41. †Rausch Michael,

Anmerkung. Die mit † Bezeichneten zogen 1833 nach Alt-Szadowa, jene mit * Bezeichneten siedelten sich ein zweitesmal in Weidenthal an, die Anderen aber blieben in der banater Ebene.



Weidenthal. Seite 23 bis 26.

Nr. 42. †Bartl Wenzel, vulgo Plöißnra-Schmied,
" 43. Draxler Martin,
" 44. Bartl Wolfgang,
" 45. *Gral Michael,
" 46. *Gruber Johann,
" 47. *Zipperer Wolfgang,
" 48. Harth Johann,
" 49. †Peczak Johann,
" 50. Fäckl Josef,
" 51. Heindl Mathias,
" 52. *Zimmerer Georg, vulgo Traua-J'ma,
" 53. Meyer Michael,
" 54. †Kreuzer Sebastian,
" 55. Gral Michael, vulgo Gan=gl-Michal,
" 56. Zipperer Josef,
" 57. Zipperer Wolfgang,
" 58. *Kunz Wolfgang, vulgo Häjelbächa-Schneida,
" 59. *Meixensperger Michael, vulgo Schmälzgrouwa-Michl,
" 60. †Waninger Wolfgang, vulgo Seewäld-Gong,
" 61. *Bartl Thomas,
" 62. Kunz Ignatz,
" 63. *Brandl Wolfgang,
" 64. Schmirdl Theresia,
" 65. Traxler Michael,
" 66. unbesetzt,
" 67. Koch Josef,
" 68. †Bohmann Wenzl, vulgo Pölz-Wenzl,
" 69. *Stuiber Georg,
" 70. Weiß Wolfgang,
" 71. †Weber Michael,
" 72. unbesetzt.
" 73. Pfarrhausplatz,
" 74. Kirchenplatz,
" 75. Kollroz Ulrich,
" 76. Hellebrand Josef,
" 77. Wessellak Georg,
" 78. Loukes Kaspar,

Nr. 79. Waninger Anton, vulgo Seewäld-Toni,
" 80. Kordik Kaspar,
" 81. Kozinger Anna,
" 82. Stauber Peter,
" 83. Mayerhofer Andreas,
" 84. *Fischer Josef,
" 85. †Muck Anton,
" 86. Köpl Josef,
" 87. Breschkowitz Andreas,
" 88. *Brandl Sebastian,
" 89. Pankraz Johann,
" 90. Fischer Anton,
" 91. Mühlbauer Johann,
" 92. *Hutterer Wolfgang,
" 93. *Augustin Josef,
" 94. †Scherbauer Wenzel, vulgo Glasbütterer-Schmied,
" 95. †Müller Anton, vulgo Fuchs'nmüller-Toni,
" 96. Körner Georg,
" 97. Mühlbauer Georg,
" 98. Punz Johann,
" 99. Gruber Jakob,
" 100. Babler Josef,
" 101. Knoth Wolfgang,
" 102. Wesselak Peter,
" 103. *Gruber Martin,
" 104. Speil Wolfgang,
" 105. Bandl Georg,
" 106. Wertner Anna,
" 107. Haslruther Wolfgang,
" 108. †Wellner Wolfgang,
" 109. *Zipperer Barbara,
" 110. Wesselak Andreas,
" 111. *Altmann Georg, vulgo Hoana-Girgl,
" 112. Schreiner Anton,
" 113. Zierhuth Anton,
" 114. Müller Wolfgang,
" 115. *Krapfl Michael,
" 116. Zierhuth Josef,
" 117. Krapfl Johann,
" 118. Krafta Johann,

Nr. 119. Keller Anton,
„ 120. Pavlik Mathias,
„ 121. †Waninger Thomas, vulgo Fleckara-Schmied,
„ 122. Schmied Johann,
„ 123. *Spachholz Georg,
„ 124. †Bohmann Wenzel,
„ 125. *Stauber Josef,
„ 126. unbesetzt,
Nr. 127. †Eckl Michael,
„ 128. unbesetzt,
„ 129. Wartner Jakob,
„ 130. Rieger Johann,
„ 131. Kunz Adalbert,
„ 132. Görl Karl,
„ 133. †Krasta Georg, vulgo Böhmisch-Girgl.

Von Weidenthal eine gute halbe Stunde gegen Westen, auf dem Bergrücken Garina (955 m), nahe am Fuße des Szemenik, wurde im Sommer 1828 die zweite deutschböhmische Ansiedelung,

Wolfsberg, gegründet u. z. in ganz derselben Art und Weise wie Weidenthal. Wolfsberg hat eine einzige lange Hauptgasse und zwei an ihren Enden gabelförmig abzweigende Nebengassen. Von den 120 Hausnummern blieben deren 22 unbesetzt, die restlichen 98 wurden an nachbenannte Ansiedler vergeben:

Nr. 1. †Werner Michael,
„ 2. Rakinat Anton,
„ 3. †Pankraz Balthasar, vulgo Gräßlschneida,
„ 4. unbesetzt,
„ 5. Görl Barbara,
„ 6. Mühlbauer Josef,
„ 7. †Reitmeier Georg,
„ 8. unbesetzt,
„ 9. †Gral Peter,
„ 10. Radlinger Peter,
„ 11. *Haygel Johann,
„ 12. Scheidemeier Johann,
„ 13. Zierhuth Andreas,
„ 14. *Krapfl Josef,
„ 15. *Pfaffl Johann,
„ 16. *Fritschek Karl,
„ 17. *Rank Anton,
„ 18. Semmelbauer Georg,
„ 19. Resniczek Adam,
„ 20. Meyer Josef,
„ 21. †Bohmann Wolfgang,
Nr. 22. Zerbrich Johann,
„ 23. Reitmeier Elisabeth,
„ 24. Kreutz Stefan,
„ 25. *Fischer Anton,
„ 26. unbesetzt,
„ 27. unbesetzt,
„ 28. Kirchenplatz,
„ 29. Pfarrhausplatz,
„ 30. *Rank Georg,
„ 31. *Brey Peter, vulgo Leita-Pöida,
„ 32. Kreutz Wolfgang,
„ 33. *Reltz Johann,
„ 34. *Hoffmann Georg,
„ 35. Brandl Michael,
„ 36. *Rudlof Johann, vulgo Linzaschneida,
„ 37. Hutterer Johann,
„ 38. *Bauer Jakob,
„ 39. *Kraust Josef, vulgo Putz-Säf,
„ 40. unbesetzt,

Anmerkung. Die mit † Bezeichneten zogen 1833 nach Al-Szadowa, jene mit * Bezeichneten siedelten sich ein zweitesmal in Wolfsberg an, die Übrigen blieben in der banater Ebene.

Wolfsberg. Seite 26 und 27.

Nr. 41. Görl Michael,
„ 42. unbesetzt,
„ 43. unbesetzt,
„ 44. *Pfefferkorn Wenzel,
„ 45. *Adam Johann, vulgo Springaberga Höita,
„ 46. unbesetzt,
„ 47. *Reitmeier Wenzel, vulgo Pech-Wenzl,
„ 48. Rohland Rosalia,
„ 49. †Weber Johann, vulgo Holzträga-Hännes,
„ 50. *Hammel Johann,
„ 51. Hölzl Franz,
„ 52. *Meier Martin,
„ 53. *Hausner Peter,
„ 54. †Stauber Johann,
„ 55. Ascherl Barbara,
„ 56. *Schmidt Johann,
„ 57. *Meier Martin,
„ 58. Bornschlögel Georg,
„ 59. unbesetzt,
„ 60. *Tremml Martin, vulgo Taub'n-Martin,
„ 61. Resniczek Wolfgang,
„ 62. unbesetzt,
„ 63. Klein Michael,
„ 64. *Wirtenberger Kaspar, vulgo Haina-Käspa,
„ 65. Stöhr Georg,
„ 66. *Treppel Peter,
„ 67. unbesetzt,
„ 68. Schnitzer Michael,
„ 69. unbesetzt,
„ 70. †Dirschl Georg,
„ 71. Rich Andreas,
„ 72. unbesetzt,
„ 73. Zeller Andreas,
„ 74. †Ruschitzka Georg,
„ 75. unbesetzt,
„ 76. Bock Nikolaus,
„ 77. unbesetzt,
„ 78. †Brechtl Andreas,
„ 79. †Janda Georg,

Nr. 80. Ausmann Michael, vulgo Riegalmülna,
„ 81. Ausmann Andreas,
„ 82. †Liebermann Peter,
„ 83. Rippel Georg,
„ 84. †Liegel Christof,
„ 85. unbesetzt,
„ 86. unbesetzt,
„ 87. unbesetzt,
„ 88. *Meyer Peter, vulgo Höit-Pöida,
„ 89. Kräutinger Johann,
„ 90. Wohlmann Josef,
„ 91. †Proschofsky Johann,
„ 92. unbesetzt,
„ 93. Haindl Josef,
„ 94. *Hartl Wolfgang, vulgo Tre(g)haua,
„ 95. Meier Anton,
„ 96. Haindl Michael,
„ 97. *Hoffmann Georg,
„ 98. *Raitmayer Adam, vulgo Putz-Al,
„ 99. *Eckinger Franz, vulgo Stub'nbächa,
„ 100. *Gral Johann, vulgo Brui-Hansl,
„ 101. *Tremml Josef, vulgo Taub'n-Säf,
„ 102. Bauer Johann,
„ 103. Gemeindehausplatz,
„ 104. Wirtshausplatz,
„ 105. Frik Andreas,
„ 106. †Millota Franz,
„ 107. †Werner Andreas,
„ 108. *Bauer Peter, vulgo Bockl-Pöida,
„ 109. *Pankraz Josef, vulgo Gräßlschneida-Säp,
„ 110. Mühlbauer Anton,
„ 111. Hauber Bartholomäus,
„ 112. Wohlmann Josef,
„ 113. unbesetzt,

Nr. 114. †Waninger Andreas, vulgo Schmied-Andres,
„ 115. *Hoffmann Michael,
„ 116. *Eckert Anton, vulgo Jaga-Toni,
Nr. 117. Ruml Adam,
„ 118. Glasner Georg,
„ 119. unbesetzt,
„ 120. *Wesselak Georg, vulgo Dim-Girgl.

Die Berge um Wolfsberg sind höher, steiler und auch etwas unfruchtbarer als jene von Weidenthal.

Wolfswiese. Nordwärts von Weidenthal, 7·9 km Luftlinie, gelangt man durch Urbuchenwälder nach dem Orte Wolfswiese (Poiana lupului, 995 m), wo im Sommer 1828 gleichfalls Deutschböhmen, u. z. 99 Familien angesiedelt worden sind. Dieser Ort ist der höchstgelegene von allen vier deutsch-böhmischen Ansiedelungsorten und wird nur im Westen von Poiana Nemeniorului (1108 m) überragt, daher wenig geschützt vor Wind und Sturm. Von Magura mare (998 m) aus betrachtet, nahmen sich die Häuschen des Ortes wie Schwalbennester aus, die reihenweise am steilen Bergabhange klebten. Die Namen der hier Angesiedelten fanden sich nicht im Archive des Kriegsministeriums.

Lindenfeld. Diese vierte und letzte deutschböhmische Ansiedelung liegt nordwärts von der vorigen, etwa 1·9 km entfernt, auf dem Bergrücken Cracu crului (798 m). Die einzige Hauptgasse durchquert einen kleinen Bergsattel fast rechtwinkelig. Auch dieser Ort wurde im Sommer 1828 von 36 deutschböhmischen Familien besiedelt. Sie gehörten der evangelischen Kirche an, während die Ansiedler in den drei anderen Orten alle katholisch waren. Die Berge um Lindenfeld sind sehr steil, aber das Klima ist hier ein etwas mildereres als in den drei anderen Ansiedelungen. Ein Namensverzeichnis der ersten Bewohner von Lindenfeld fand sich leider nicht vor. Von Karansebesch ist Lindenfeld 13·8 km entfernt.

Von den im Frühjahre und Sommer 1828 nach und nach eingetroffenen 303 deutschböhmischen Familien, welche 1758 Köpfe zählten, wurden die 56 Familien in Weidenthal auf 126 ergänzt, 98 ließen sich in Wolfsberg, 99 in Wolfswiese und 36 in Lindenfeld nieder. Es hatten sich daher in allen vier Ansiedelungen 359 deutschböhmische Familien niedergelassen, die nach einer Durchschnittsrechnung, welche sich aus den 303 Familien mit 1758 amtlich gezählten Köpfen ergibt, eine Kopfzahl von 2083 aufgewiesen haben dürften.

Weidenheim (Rachita, 743 m), von Weidenthal 5·2 km nach Osten gelegen, galt als die fünfte deutschböhmische Ansiedelung. Mit einem Kostenaufwande von über 5670 fl. K.-M. hatte das Ärar 65 (?) Blockhäuschen erbauen und die Gegend vermessen lassen; allein die für diese Ansiedelung bereits aufgenommenen 140 deutschböhmischen Familien blieben in Böhmen. Die verschärften behördlichen Maßnahmen gegen die Auswanderung, insbesondere aber die mittlerweile



Lindenfeld. Seite 28.

in Böhmen eingetroffenen Nachrichten von den enttäuschten ersten Ansiedlern dürften diese Leute abgehalten haben, dem einst vielgerühmten Banat zuzuwandern.

Diese ersten Nachrichten klangen allerdings sehr düster, wie unsere Alten gemeldet hatten: „Wir haben nur ein hölzernes Kirchlein, keinen Pfarrer und keinen Lehrer. Wir wohnen mitten im Walde, wie die Wilden. Um uns herum lauter Walachen, mit denen wir nicht reden können“ u. s. w.

Das einzige Gute war, daß die Leute mit allen ihren Vorgesetzten, sowie mit den Kaufleuten und Meistern deutsch sprechen konnten, und daß die deutsche Sprache allenthalben hochgeachtet und geschätzt war.

Unsere Altvorderen hingen alle mit großer Liebe und Treue nicht nur an der Religion ihrer Väter, sondern auch an ihrer deutschen Sprache, an ihren deutschen Sitten und Gebräuchen, und hätten sie für diese ihre Nationalheiligtümer nicht den nötigen Schutz gefunden, sie hätten in diesem Lande nie und nimmer sich seßhaft gemacht. — Hatten sie ja doch um des Glückes ihrer Nachkommen willen die alte liebe Heimat, Verwandte und Bekannte, verlassen; wie hätten sie nun ein Land als ihre neue Heimat wählen können, in welchem ihr Heiligstes und Teuerstes in Gefahr gekommen wären!?

4. Erster Bestand der Ansiedelungen.

Unsere Ansiedler mußten nicht bloß auf die Fertigstellung ihrer Blockhäuschen, sondern auch auf die Vermessung und Zuteilung der Waldgründe bis in den Herbst 1828 hinein warten. Bei dieser Arbeit mußten sie auch unentgeltlich mittun, nur für die Errichtung der Scheidemauer zwischen Stube und Küche, so wie für den herzustellenden Verputz des Häuschens erhielten sie einen festgesetzten Geldbetrag. Die zweite Hälfte der Häuschenzahl wurde erst im Sommer 1829 fertig. Die Hausväter wurden von den St.-K. — rumänische Verwaltungs-Unteroffiziere — zur Rodung der Urwälder in den Gassen, auf den Hausplätzen und auf den Waldgründen strengstens angehalten, und über Durchführung und Erfolge dieser Anordnungen mußte dem K.-K. allwochentlich schriftlicher „Rapport“ erstattet werden.

Die ungewohnte harte Arbeit wollte anfangs trotz allen Fleißes nicht recht „schlaunen“; namentlich die vielen Handwerker kamen damit nicht recht vorwärts, besser gelang dies den Holzhauern und Holzknechten. Die Berichte hierüber an den Hofkriegsrat lauteten nicht sehr günstig, und dieser traf die Anordnung, in jeder Gemeinde soll eine bestimmte Anzahl von Seilen angeschafft und den Ansiedlern zum Niederziehen der Baumriesen verabfolgt werden, damit die langwierige

Arbeit des Umhauens vermindert werde. Über Aufbewahrung und „Konservierung" dieser Teile ward ganz Erkleckliches beigegeben.

Die Waldrodungen geschahen auf folgende unpraktische Weise: Der Wald wurde durch Umhauen der einzelnen Bäume und des Unterholzes niedergelegt, die ersteren „ausg'schnoit" (= entästet), in Blöcke von etwa zwei Klaftern Länge zerschnitten, diese in drei bis vier Lagen übereinandergeschichtet und verbrannt. Die Baumstümpfe blieben stehen bis sie faulten und so leichter gespalten und ausgegraben werden konnten. Der so gerodete Waldboden mußte erst einige Jahre mit der Haue und Krampe bearbeitet und so Wurzelwerk und Steine entfernt werden, ehe an ein Umackern desselben gedacht werden konnte.

Weizen, Roggen, Gerste und Hafer schossen in diesem jungfräulichen Boden ganz prächtig in die Halme, aber die Körnerbildung war auf diesen winzigen Waldlichtungen eine äußerst mangelhafte, stellenweise blieben die Ähren ganz taub. Dem Hofkriegsrat wurden die verschiedenen Gattungen davon zur Einsicht eingesendet.

Flachs, Erdäpfel, Kraut und Rüben gediehen dagegen nicht übel, und die Hoffnung auf ein besseres Gedeihen der Halmfrüchte, sobald die Waldungen mehr gelichtet sein würden, nährten sowohl die Ansiedler als auch die Behörden. Man ging daher mit besonderem Eifer an die Niederlegung des Waldes auf den zugeteilten Gründen. Einzelne Familien mit mehren männlichen Köpfen hatten schon nach vier bis fünf Jahren 10 bis 13 Joch Wald niedergehauen, aber nebst dem Hausplatze kaum drei bis vier Joch gänzlich vom Walde gereiniget. Schwache Familien brachten es in dieser Zeit kaum auf zwei Joche, hier und da wurde kaum der jochgroße Hausplatz völlig vom Walde gereiniget.

Das R.-K. unterbreitete den Vorschlag, jede Ansiedlerfamilie solle erhalten:

Ein Wohnhaus	im Werte von	98 fl.	46 kr.,
Zwei Stück Zugochsen	„ „	28 „	— „
Zwei Stück Kühe	„ „	20 „	— „
Einen Pflug	„ „	10 „	— „
Einen beschlagenen Wagen	„ „	30 „	— „
Acker- und Hausgeräte	„ „	13 „	— „
	Zusammen . . .	199 fl.	46 kr.

Der Hofkriegsrat findet (14. August 1828) diese „Anschaffungssumme" viel zu hoch, und für die Grenzproventen unerschwinglich. Nur Familien mit einer ganzen Ansäßigkeit (24 Joche) sollen zwei Zugochsen, einen Pflug und einen ganzen Wagen erhalten; die mit geringerem Grundbesitze sollen ihrer je zwei die obengenannten Unterstützungen erhalten. Jede Familie ohne Unterschied soll eine Kuh und das sonst nötige Wirtschaftsgeräte vorschußweise erhalten.

Das in diesem Ausmaße an die Ansiedler verteilte Vieh, so wie das Haus- und Wirtschaftsgeräte wurden teils von den älteren Ansiedlern im deutschbanater Grenzregimentsbezirke auf Rechnung ihrer Ansiedelungsschuld eingefordert, teils angekauft. Es ist daher wohlbegreiflich, daß all' diese Dinge nicht die besten und vorzüglichsten waren.

Das Ochsenpaar und der Wagen, welche je zwei Familien gemeinsam besaßen, gaben Veranlassung zur Uneinigkeit, und jede Familie trachtete, die ihr zugeteilte Hälfte durch Anschaffung der fehlenden zu ergänzen. Die rumänischen Kühe, welche weder an warme Tränke, noch an das Melken und „Striegeln" gewöhnt waren, verursachten viele Mühen und Sorgen.

In das höchst unmelodische „Mu—u!" mischte sich bald auch Hundegebell, das „Kikeriki" und das Gegacker der Hühner; der fremde, kalte Urbuchenwald wiederhallte von fröhlichen Jauchzern und von deutschem vierstimmigen Gesange; an Sonntagen spielten deutsche Musikanten im Gemeindehause zum Tanze auf, und das fröhliche Völkchen der deutschböhmischen „Grenzansiedler" kam über seine Sorgen, Mühen und Plagen nicht allzuschwer hinweg, indem auch die versprochene „Sustentation" allwochentlich pünktlich ausgezahlt wurde.

Jedem Blockhäuschen wurde vom Eigentümer ein sogenanntes „Vordach" (Gred) angefügt, der Stall und eine Schupfe wurden an die dem Hausplatze zugekehrte Schmalseite angefügt oder auch rechtwinkelig an diese Seite angebaut und alle diese höchst einfachen Holzgebäude mit buchenen „Legdächern" versehen. Der Keller wurde in der Regel unter der Schupfe ausgehoben und weder ausgemauert noch überwölbt, sondern einfach mit „Spälten" überlegt. Der Dünger wurde im Hofe aufgeschlichtet.

Das Militärgrenz-Ärar baute in jeder Ansiedelung eine Kirche — eigentlich Bethaus — mit schlechtverbundenen Riegelwänden, deren jede auf 800 fl. zu stehen kam, ein Gemeindehaus und einen Gemeindestall mit Schupfe. Das Gemeindehaus wurde als Einkehr für Offiziere, als Schulhaus und später auch als Bethaus verwendet, indem die teueren Kirchen schon nach sechs Jahren dem Einsturze nahe waren.

Auf behördliche Anordnung mußten in den Gassen Obstbäume gesetzt werden, welche von der Kompagnie beschafft wurden, während die Ansiedler um ihre Häuser herum Ebereschen pflanzten, die ganz vortrefflich gediehen, während die Obstbäume größtenteils ausstarben.

Anfänglich mußten die Ansiedler die nötigen Lebensmittel entweder auf ihren Rücken 3 bis 4 Stunden über die Berge heraufschleppen oder sie von gewinnsüchtigen Unternehmern für ein Sündengeld ankaufen. Für Weidenthal und Wolfsberg sorgte der Franzdorfer Bäckermeister, Kriczer, in dieser Weise, Lindenfeld und die Wolfswiese wurden von einem Karansebescher versorgt. Viele hatten sich auf diesen Sorgengängen Krankheiten, Einige, darunter auch mein Vater, den Tod geholt.

Die vier deutschböhmischen Ansiedelungen wurden zwar durch fahrbare Wege über Berg und Tal miteinander verbunden, so auch Weidenthal mit Szlatina, und Lindenfeld mit der schönen Hauptstraße nach Karansebesch; allein schon der allererste Gußregen hatte sie stellenweise gänzlich zerstört, und jeder folgende vergrößerte diese Schäden derart, daß diese Wege nur äußerst mühselig und mit großer Gefahr für Wagen, Vieh und den Fuhrmann befahren werden konnten.

In kirchlichen Angelegenheiten gehörte Weidenthal zum katholischen Pfarramte in Szlatina, Wolfsberg zu jenem in Franzdorf und Wolfswiese zu dem in Karansebesch. Der Hofkriegsrat hatte angeordnet, Geistlichen und Ärzten, welche die Ansiedelungen zu besuchen haben, sei ein Reitpferd als Vorspann von den Grenzgemeinden beizustellen, und überdies jedem dieser Pfarrherren eine jährliche Zulage von 50 fl. auszuzahlen; allein diese Herren ließen sich im Winter gar nie, und im Sommer nur höchst selten in den Ansiedelungen sehen; die Täuflinge mußten selbst im strengsten Winter in die Pfarrkirche gebracht werden, die Brautpaare wurden nur in dieser ehelich verbunden, die Sterbenden schieden ohne „Letzte Ölung und Wegzehrung" hinüber und die Toten wurden vom Lehrer zur ewigen Ruhe bestattet. Das erregte viel Anstoß und Klagen besonders bei dem Weibervölkchen.

In jeder Ansiedelung wurde einer der Bauern, welcher lesen, schreiben und etwas rechnen erlernt hatte, zum „Grenzgemeindelehrer" ernannt und der Schulbesuch strenge überwacht.

Weidenthal und Wolfsberg gehörten zur Szlatinaer, Wolfswiese und Lindenfeld zur Karansebescher Kompagnie. In jeder Ansiedelungsgemeinde wurde der „fähigste und bestkonduisierte" Mann zum „Ortsältesten" (Richter) ernannt und zwei Jahre hindurch mit zwei Gulden K.-M. monatlich entlohnt. Sogenannte „Achselträger" waren bei den Kompagnie-Offizieren sehr beliebt.

Der Hofkriegsrat beauftragt das R.-K., jenen K.-K., denen die Ansiedler untergeordnet sind, „nachdrücklichst" zu bedeuten, diese nach „aller Tunlichkeit" zu unterstützen und ihnen durch eine „liebevolle Behandlung ihren unverkennbar harten Anfang" zu erleichtern.

Die Witterungsverhältnisse waren um diese Zeit sehr ungünstig: Im Oktober fiel gewöhnlich der erste Schnee, der nach und nach eine Höhe von 4 bis 5 Fuß erreichte und manchmal erst anfangs April sich verlor. Die Ansiedelungsdörfer waren oft wochen- und monatelang buchstäblich eingeschneit, so, daß sie weder an noch aus konnten. Von manchem Blockhäuschen ragte nur das Rauchfangdach über die Schneewehen hervor. Die Kälte war nicht empfindlich, weil der hohe Buchenwald das Dorf wie ein schützender Mantel umgab.

Die fleißigen Männer beschäftigten sich um diese Zeit mit der Anfertigung verschiedenen Haus- und Wirtschaftgerätes, die Handwerker hantierten in ihren Werkstätten, die Weiber spannen Flachs, zwirnten

und klöppelten, die Mädchen hielten Spinnstuben und die Knaben ergötzten sich am Vogelsang und an allerhand Kraft- und Kunststückchen, genau so wie in Böhmen daheim. In den Feierstunden wurde fast ausschließlich von „Dahoimt" gesprochen und erzählt. Abends erklangen in den Gassen und in den Spinnstuben die herrlichsten Weisen und Jauchzer, und am Ende der „Sitzwal" kam es manchmal auch zu einem „Landla", der in den Strümpfen oder auch bloßfüßig mit großer Lust gestrichen wurde — auf ungedieltem Fußboden.

An schneestöbernden Wintertagen kamen Scharen von Goldammern und Meisen in die Dörfer und pickten an die Fenster, des Nachts aber schlichen Waldhasen, Füchse, Marder, Iltisse und Wölfe in den Walddörfern herum und suchten nach Beute. Die Wölfe huben schon in der Abenddämmerung am nahen Waldsaume ein unheimliches Geheul an und etwas später besahen sie sich das Treiben der neuen Waldbewohner durch die unverhängten Fenster der kleinen Stube, in der diese spaßigen Geschöpfe spinnend, singend und lachend beisammensaßen. Für Jäger und Wilderer (Raubschützen) war das eine herrliche Zeit. Das in der Militärgrenze bestandene Jagdverbot, mit Hunden nach Edelwild zu pürsten, machte ihnen da weit weniger Sorgen als in Böhmen daheim, und für erlegtes Raubwild erhielten sie obendrein auch noch Schußgeld. Und wurde den Grenzbehörden um diese Zeit die Bereisung der Ansiedelungen geradezu unmöglich gemacht, dann hätten sich diese beinahe so frei und wohl gefühlt, wie in Böhmen daheim, allein die rumänischen St.-K. ließen dieses Gefühl doch nicht recht aufkommen.

Der nur kurze Sommer brachte viele und schwere Arbeit, in der Regel allzuviel Regen, andauernden Nebel, viele scharfe Befehle und mannigfache unpraktische Anordnungen, die pünktlich durchgeführt werden mußten, und der Herbst brachte endlich eine nur magere Ernte für die vielen Mühen und Entbehrungen.

Neue Unzufriedenheit.

Unsere deutschböhmischen Auswanderer erwarteten und hofften von der neuen Heimat allzuviel. Und je schöner und lieblicher sie sich das Bild von dem gelobten Lande „Banat" ausgemalt hatten, desto größer und bitterer war die Enttäuschung, die ihnen die nackte Wirklichkeit aufzwang. Das Beste von Allem wären doch noch die zwölf Joch Waldgründe; aber da auf diesen weder Weizen noch Roggen, ja nicht einmal Hafer ordentlich gedieh, so verlor auch dieser allen Wert in ihren erwartungsvollen Augen. Wasser und Luft seien zwar vorzüglich, allein von diesen könne ja der Mensch doch nicht leben. Dann die vielen Herren: die Ausschußmänner, der Richter, der Herr Stations-Kommandant, der Herr Hauptmann und der Herr Verwaltungs-Oberleutnant, der Herr Verwaltungs-Feldwebel und der Kompagnieschreiber,

der Herr Oberst und die anderen Stabsoffiziere, der überstrenge Verwaltungshauptmann, Schwab, und endlich das „hohe General-Kommando" und der „hohe Hofkriegsrat!" ... Sie alle befehlen und kommandieren uns, der Eine „rechts", der Andere „links", der Eine „Hi!" ..., der Andere „Ho!" ... Selbst der hochwürdige Herr Pfarrer, der Herr Förster und seine „Waldteufeln" (die Waldaufseher) geberden sich hier als unsere Vorgesetzten so, daß man schon gar nicht mehr weiß, wem man zuerst gehorchen und was man eigentlich tun, und was lassen soll. — Den erwachsenen Burschen wird das Singen auf der Gasse verboten; jeder Tritt und Schritt, jedes Wort, jede Arbeit wird „aufgenommen" und der „Löblichen Kompagnie gehorsamst" angezeigt. Unsere Kinder werden zum Schulgehen, wir zum Kirchengehen und zur „heiligen Beicht" gezwungen. Und ist man nicht überall der „untertänigste Diener", so wird man zum Rapport geschickt, bekommt dort einen „gottsjämmerlichen Putzer", oder die Eisen im Stockhaus, oder gar „Fünfundzwanzig" und zuletzt gar „Spießruten!" ... „Dös is' o dö helli Schklaverei i deara wild'n Wälachei da!"

Diese Anschauungs- und Denkungsweise setzte sich nach und nach in den harten Köpfen unserer Altvorderen so fest, daß sie weder durch gute noch durch böse Worte, am allerwenigsten aber durch Drohungen und Züchtigungen verscheucht werden konnte. Dazu kam die Ankündigung von der Einstellung der bislange genossenen „Sustentation", wodurch dem Faße der Boden vollends ausgeschlagen wurde. Anfänglich gab es bloß ein kleines Häuflein Unzufriedener, das durch die Maulhelden und Arbeitsscheuen verstärkt wurde; aber jetzt ward die Unzufriedenheit eine allgemeine, Männer und Weiber und Kinder wurden davon ergriffen, und der Ruf: „Absiedelung!" ertönte laut und mächtig.

Daß die Grenzbehörden, namentlich aber der R.-K. kein Mittel unversucht ließ, diesen empörenden Ruf zu ersticken, ist wohl begreiflich.

Am 12. Juli 1832 hatte der Brigadegeneral, Schön v. Trauenwert, in Begleitung des Feldkriegskommissärs Kollmann, im Auftrage des G.-K. eine „Inspizierungsreise" in die Ansiedelungen angetreten. Der hierüber erstattete Bericht ist 18 Bogen stark und enthält recht genaue Schilderungen, von welchen einige hier auszugsweise Platz finden sollen.

In der Einleitung wird darauf hingewiesen, wie die Gebirgsbewohner anderwärts ihre Existenz nicht im Feldbau allein, sondern hauptsächlich in der Viehzucht so wie in anderen Erwerbszweigen, wie z. B. „Uhrenerzeugung, Holzschnitzerei" u. a. finden. Mit dem ärarischen Vieh scheine „viel Unfug" getrieben worden zu sein, indem dieses wegen „Futtermangels, Nahrungssorgen, Krankheitsfällen" verkauft, oder gegen minderwertiges vertauscht worden sei. — Die Bodenerträgnisse erscheinen in den amtlichen Ausweisen nur darum günstiger,

als sie in Wirklichkeit sind, weil die „Saaten auf dem Stande" anfangs sich schön zeigen und guten Ertrag hoffen lassen ... Der General ließ sogar Probe dreschen.

Über Lindenfeld wird berichtet: die Grundstücke sind $^1/_8$ bis $^1/_2$ Stunden von der Ortslage entfernt. 112 Joche und 1480 Quadratklafter sind urbar, 319 Joche bewaldet, und 48 Joche wegen „großer Steile, Wasserriesen und steinigen Bodens gar nicht zu Äckern geeignet". Abgeholzt aber müßten diese Gründe doch werden und dann ausgeschieden.

Die Fechsung schlage hier ganz fehl wegen der hohe Lage, später Frühjahrsfröste, heftiger Winde und kalter Regen; sie ergibt kaum den Samen. Roggen ist wegen Mehltaues ganz ungenießbar. Wo gut gedüngt und fleißig gearbeitet worden, war auch besseres Gedeihen bemerkbar; aber selbst da ist „keine ordentliche Fechsung" zu erhoffen.

Der Anbau begann am 27. April, weil vom 7. bis 11. April Schnee fiel, der erst am 16. Juni gänzlich geschmolzen war. Den 26. Mai war hier starker Frost, bis 10. Juni mehrmals „Wasserreif", und am 12. Juni schauerte es. Die vorhandenen Düngergruben wurden „zu klein" befunden und bemerkt, wie die Jauche als „Düngemittel" verloren gehe.

Die Einwohner hier sind evangelisch. Gottesdienst wurde da nur Einmal gehalten, u. z. vom ev. Pfarrer aus Mramorak. Seit 1831 wird vom Ansiedler Wölfel gegen Befreiung von den Gemeindearbeiten auch Schulunterricht erteilt, im Sommer „bloß aus der Religion", im Winter im Lesen und Schreiben. Wegen schlechten Schulbesuches lehnt er jetzt die Lehrersstelle ab.

Der Gesundheitszustand ist dermalen in allen Ansiedelungen „so gut, wie nirgends in den Grenzortschaften", nur anfangs wurden mehrere Familienväter hinweggerafft und ihre Witwen mußten aus Not ihr Vieh verkaufen.

Jetzt haben sich die Lindenfelder mit dem Ackerbau schon „ziemlich bekannt" gemacht. Anfänglich war unter ihnen nur ein einziger Bauer, dann Ein Kohlenbrenner, Ein Schuster und 33 Weber.

In mehreren Häusern fand der General „bloß einige Erdäpfel", in anderen „gar keine Nahrungsmittel". Die Leute kochen nur Kraut und Erdäpfel. „Es herrscht da die bitterste Not" ... In mehreren Häusern ließ sich der General die „Truhen mit den Sonntagskleidern" öffnen und überzeugte sich auch in den anderen Orten, daß die Ansiedler „oft wirklich keine ganzen Kleider mehr haben, auf was sie mit tränenden Augen hindeuteten".

Manche Ansiedler haben ein „nicht unbedeutendes" Vermögen aus Böhmen mitgebracht, jetzt ist Alles aufgezehrt.

Den Lindenfeldern wurde die Anschaffung von Vieh empfohlen und die Überlassung der ärarischen Waldwiesen in Aussicht gestellt;

allein sie lehnten Alles ab, alles Zureden half nichts, sie bestehen auf Übersiedelung in eine bessere Gegend und bitten einstweilen um die „höhere Sustentation“, wie diese die Wolfswiesener beziehen. In rumänische Grenzortschaften wollen sie keinesfalls zugeteilt werden „wegen Kirche und Schule“.

Über Wolfswiesen heißt es: Der Weg von Lindenfeld hierher wurde i. J. 1829 gemacht, ist aber jetzt „ganz verdorben“. Dieser Ort besteht seit Oktober 1828, ist vorteilhafter beleuchtet als Lindenfeld, auch ist hier „viel guter Wille und viel Fleiß“ wahrzunehmen. Von den 18 Pupillarhäusern sind 12 „ganz elternlos“, alle bearbeiten ihre Gründe mit Hilfe ihrer Verwandten. Die Grundstücke sind vom Orte $^1/_8$ bis 1 Stunde entfernt. 11 Joche und 400 Quadratklafter sind unbewaldet, 1088 Joche und 1400 Quadratklafter noch Waldgrund. Von den 481 Jochen und 1043 Quadratklaftern Gemeindehutweiden sind nur 41 Joche „abgeholzt“ und „ausgeräumt“. Der Anbau beschränkt sich hier großenteils auf die Hausplätze. Bis heute (13. Juni) blühen hier weder Früchte noch Erdäpfel. Die Gerste hatte vom Frost zu leiden. Im Witterungs-Journal ist zu lesen: „28. Juni, Eiszapfen an den Dächern“ . . 5. Juli 1832 herrschte hier ein so großer Sturm, daß „Gartengewächse aus der Erde gerissen wurden“. Die Obstbäume gehen hier alle an Frost zugrunde. Hier wurde den Leuten bis auf den heutigen Tag noch keine heil. Messe gelesen. Wolfswiese besitzt eine Notkirche. „Rühmlich hervorzuheben ist“, daß der Herr Dechant Großeck in Karansebesch für die hiesige Schule die nötigen Bücher, Tafeln, Papier und Tinte unentgeltlich beigestellt hat. Ansiedler Lorenz Meydel besorgt den Schulunterricht gegen Befreiung von den Gemeindearbeiten. 48 Schüler werden in der Religion, im Lesen und Schreiben unterrichtet. Wirtschaftsgebäude gibt es nur wenige. Die Leute sagen selbst, mit Anschaffung von mehr Vieh könne ihnen nicht geholfen werden, weil sie für dasselbe kein Futter haben. Sie sind alle „kleinmütig“ und geben jede Hoffnung auf, daß es jemals besser werden könne. Alle beharren auf Absiedelung und wollen sich „trotz isolierter Lage“ auch unter die rumänischen Ortschaften nicht verteilen lassen. Sie behaupten, daß auch die Hälfte der Ansiedler hier nicht bestehen könnte.

Von Wolfsberg heißt es, daß ein Weg von Wolfswiese hierher gar nicht bestehe, obgleich das G.-K. mittels Verordnung vom 15. Dezember 1828 bereits 594 Gulden und 20 Kreuzer zur Herstellung eines solchen bewilliget hat. Der Anblick von Wolfsberg und Weidenthal mit ihren vielen Wirtschaftsgebäuden und mit den fleißig bestellten Haus- und Feldgründen bietet jedem „Ankommenden eine angenehme Überraschung“. Die Wirtschaftsgebäude bestehen in zweckmäßig angelegten Stallungen, Schupfen, Kellern u. drgl., alle Hausplätze sind „gut eingezäunt“. Der in Wolfsberg verstorbene „Jäger“, Peter

Hausner, hat mit einem Aufwande von 600 fl. K.-M. eine zweigängige Mahlmühle hergestellt, zwischen Wolfsberg und Weidenthal. Die Gassen dieser beiden Ortschaften sind mit Obstbäumen bepflanzt, Ertrag ist aber von diesen nicht zu hoffen. Die Grundstücke sind hier (Wolfsberg) $^3/_4$ bis $1^1/_2$ Stunden vom Orte entfernt. Davon sind 402 Joche, 1060 Quadratklafter unbewaldet, dagegen noch 980 Joche, 540 Quadratklafter gänzlich bewaldet.

Die Ernte ist trotz guter, fleißiger Bearbeitung und Düngung doch nur eine geringe, weil die Lage hoch, der Boden stark sandig und „das Klima zu kalt ist". Schnee und Kälte dauern bis gegen Ende April, und stellen sich im Herbste wieder frühzeitig ein; es können daher weder Sommer- noch Winterfrüchte rechtzeitig angebaut werden und gelangen ebenso auch nicht zur Reife. „Bis heute (13. Juli 1832) blühen weder Früchte noch Erdäpfel. Von der vorjährigen Ernte wurden Garben vorgezeigt, an welchen die meisten Ähren „blind" und die wenigen Körner klein waren. Die Erdäpfel waren unreif, „speckicht" ... „Josef Tremml, Haus-Nr. 101, hat vor zwei Jahren einen Anbauversuch mit Luzerner Klee gemacht, der für „sehr schön" befunden wurde. Auch andere „Anbauversuche" wurden gemacht und so „allenthalben dargethan", daß es „wenigstens diesen beiden Ansiedelungen (Wolfsberg und Weidenthal) ernstlicher Wille war, keine Mühe und Arbeit zu scheuen", um ihren Bestand zu sichern. Es ist aber auch bei diesen Leuten „eine festaufgedrückte Erscheinung", daß hier alle Versuche und Anstrengungen rein „vergeblich sind", sich hier auf diesem Boden eine annehmbare „ordentliche Existenz" zu gründen; auch sie bestehen daher auf der Absiedelung, aber in die „wallachischen Ortschaften" wollen sie sich durchaus nicht einteilen lassen, weil sie ihre deutsche Kirche und ihre deutsche Schule haben wollen. Eilf Familien von Wolfsberg und deren sechs von Weidenthal „gaben Fingerzeige nach Karansebesch" und zehn Familien begehrten in das deutschbanater Regiment übersiedeln zu dürfen, obwohl dort „keine vakanten Gründe vorhanden sind".

Die Vermehrung des Viehstandes und die Beteiligung mit ärarischen Waldwiesen wurde gleichfalls abgewiesen wegen Futtermangels und wegen Einführung der „Salaschwirtschaft" ... Ihre „eindringlichste Bitte" ist, ihnen die „Sustentation" bis zur Herablangung der hohen Entscheidung nicht zu entziehen.

Wolfsberg weiset neun „Pupillarhäuser" auf, von denen ihrer drei weder Vater noch Mutter besitzen. Die Witwe Hausner beklagt die großen Auslagen für die erbaute Mühle im Falle einer allgemeinen Absiedelung.

Gottesdienst wurde in Wolfsberg ob Mangels an „Kirchen-Apparamenten bislange noch nicht abgehalten, wohl aber Christenlehre." Die Leute gehen in die Franzdorfer Kirche.

Den Schulunterricht erteilt der Ansiedler, Georg Stauber, seit Anfang des Jahres 1832 gegen ein monatliches Schulgeld von zwei Kreuzern K.-M. per Familie. Witwen sind von der Entrichtung dieses Schulgeldes befreit. An Sonn- und Feiertagen wird auch Wiederholungsunterricht erteilt.

Am 14. Juli 1832 trifft der General in Weidenthal ein und berichtet über diesen Ort: Wirtschaftsgebäude, Anbau, Alles so schön wie in Wolfsberg. Pupillen sind acht vorhanden, von ihnen ist Eine ganz elternlos. Die Grundstücke sind $^3/_4$ bis $1^1/_2$ Stunden vom Orte entfernt. 560 Joche, 1528 Quadratklafter sind unbewaldeter Grund, dagegen 1034 Joche, 1476 Quadratklafter sind noch bewaldet. Der Boden ist sehr sandig (Schiefer), etwas tiefer zeigt sich „kalter Lehm". Die Leute behaupten, bei fortgesetzter Lichtung der Wälder werden sich heftige Winde einstellen, welche die leichte, lockere Ackererde „hinwegfegen" werden, so daß nur Lehm, Fels und Stein zurückbleiben werden, weshalb es auch nicht ratsam sei, tief zu ackern. Es ist „wahrhaft zu bedauern", daß der schon in so großem Umfange bewerkstelligte Anbau „nicht einmal den Samen abwirft" . . . Alle Feldfrüchte zeigen sich anfangs „sehr schön", gehen aber später durch kalte Regen und Fröste zugrunde. Der magere Grund hat so viel Dünger nötig, wie er hier gar niemals zu gewinnen sein wird. Außer Haidekorn und Flachs blüht bis heute auch nicht Eine Fruchtgattung. Die Winterfrüchte, Weizen und Halbfrucht vom Vorjahre, sind ungenießbar. Die Körner davon sind „klein, verkrüppelt" und haben dicke Hülsen, „wie beiliegendes Muster zeigt" . . . Das Sommerkorn wächst anfangs gut, dann wird es durch kalte Regen, Nebel, Tau, „vernichtet". Die Erdäpfel sind unreif, speckicht; Kukurutz (Mais) kommt gar nicht fort. Gleich in den ersten Jahren wurden hier 270 und im Vorjahre 868 Obstbäume gepflanzt, an deren Tragfähigkeit aber gezweifelt werden muß.

Thermometer und „Witterungs-Journal" sind vorhanden. Dieses weiset aus: „18. Juni, kalte Nacht mit Eisbildung; den 24., 25., 27. und 29. Juni, kalte Nebel; vom 20. auf den 21. Juni, strenger Frost, der Erdäpfel, Kukurutz u. A. strichweise vernichtete; am 23. Juli, starker Reif."

Trotz der den Leuten zur Benützung überlassenen Waldwiesen von Weidenheim existiert auch hier Mangel an Viehfutter; es ist daher eine Vermehrung des Viehstandes nicht angezeigt. An Fleiß und Anstrengung haben es die Leute hier nicht fehlen lassen, das zeigen die Wirtschaftsgebäude und die Bestellung der Felder; aber zum ferneren selbst nur teilweisen Verbleiben in diesen Bergen waren sie nicht zu bewegen. Der Brigadegeneral hofft aber, daß im „entscheidenden Augenblicke" doch einige Familien zum Verbleiben sich entschließen werden, weil sehr viele von ihnen nur mit „Thränen in den Augen" antworteten, die Absiedelung werde ihnen gewiß sehr schwer fallen, allein die gänzliche

Hoffnungslosigkeit zwinge sie dazu. „Dabei zielen sie meistens nach Karansebesch", in „wallachische" Dörfer wollen auch sie nicht eingeteilt werden, weil sie da hinsichtlich ihrer Kirche und Schule in „große Nachtheile gerathen würden". . . . „Lieber gehen sie wieder nach Böhmen zurück".

Die Brigade findet die Weidenthaler und Wolfsberger zur Ansiedelung in Neukaransebesch „besonders geeignet".

Was den weiteren Fortbezug der „Sustentation" betrifft, um den die Leute bitten, ist die Brigade der Ansicht, „daß dafür die heurige Fechsung den Maßstab abgeben sollte".

Der Pfarrer von Szlatina versieht in Weidenthal den Gottesdienst und die Christenlehre, während der „Ansiedlerjüngling", Josef Scherbauer, den Schulunterricht unter denselben Bedingungen wie Stauber in Wolfsberg erteilt.

Der Weg von Wolfsberg nach Weidenthal wird „wegen der Mühle" von den Leuten selbst hergestellt, ist aber nur bei trockener Witterung fahrbar. Von Weidenthal nach Szlatina führt nur ein Fußsteig, dagegen besteht von Weidenthal nach Goletz ein Fahrweg, der aber nur mit zweiräderigen Ochsenkarren und nur bei schönem Wetter mit Lebensgefahr befahren werden kann; im Winter kann man auf demselben weder gehen noch reiten. Der von Seite des Ärars hergestellte Weg zwischen Wolfswiese und Weidenthal hat nach der Aussage unserer Alten niemals existiert.

In Weidenheim sind nach diesem Berichte 48 ärarische Blockhäuschen aufgeführt, u. z. inmitten des Waldes. Davon sind zwei durch „Windfälle" schadhaft geworden. Der ganze Ort ist noch unbewohnt und der Brigadier kann es nicht auf sich nehmen, die Ansiedelung dieses Ortes zu befürworten.

Der Bericht über die acht tschechischen Ansiedelungen des Regimentsbezirkes ist vergleichsweise höchst beachtenswert. Die Seelsorge wird da allenthalben zur Zufriedenheit geübt; Schulunterricht wird in keinem Orte erteilt; Verbindungs- und sogar Feldwege sind fast überall vom Ärar hergestellt; Wirtschaftsgebäude sind großenteils mangelhaft; in Neu-Schupanek verstehen die Ansiedler nicht Stallungen zu bauen, sie sprechen schon „wallachisch", aber die dortigen Wallachen sollen nicht der besseren Klasse angehören und können in keiner Art als Muster dienen. In Eibenthal nährt sich Fikel, Nr. 47, vom Bettel; einige Leute mußten da wegen nicht anständigen, überlauten Bemerkungen ernstlich zur Ruhe gebracht werden; ein Weingarten und die Obstbäume tragen die ersten Früchte; das Ärar baute hier eine zweigängige Mühle; in den drei tschechischen Ansiedelungen des Orschowaer Kompagniebezirkes wurden 45 ärarische Ochsen und 68 ärarische Kühe als abgängig verzeichnet. In Frauenwiese sind nur 3 Stallungen vorhanden, an Feld-

früchten ist kein Mangel; die Leute wollen die Salaschwirtschaft einführen. In Schnellersruhe ist der Boden „sehr gut", es gedeihet hier auch Mais. In Schumitza ist die Feldfrucht „vortrefflich" und es gedeihen hier auch Zwetschken. Die Schöntaler benützen 300 Joch ärarische Waldwiesen als Viehweide. In Ravenska herrscht Willkür und Leichtsinn bei Viehverkäufen, und in Weizenried ist die Absicht der Ansiedelung zu erreichen. Die Obstbäume tragen hier ihre ersten Früchte. Absiedeln wollen fast Alle, nur Wenige ließen sich zum Bleiben bereden. Frauenwiese ist sogar mit der Einstellung der „Sustentation" einverstanden.

Zum Schlusse wird im Allgemeinen bemerkt: Das vorschußweise „Abholzen" der Waldgründe lehnen die Ansiedler alle ab. Schumitza und Frauenwiese können zur Rückzahlung der Ansiedelungsschulden verhalten werden, allen übrigen soll die „Sustentation" auch weiterhin ausgezahlt werden. In allen 5 deutschen Ansiedelungen (Weidenheim mitgerechnet) ist „das Klima nachtheilig". Die Professionisten können da den Grund nicht bearbeiten und infolge der Mißernten ist den Leuten der Mut und die Kraft gesunken. Dadurch ist „jede künftige Anstrengung" gelähmt und auch einzelne, aber seltene gute Jahre können hier keine Bürgschaft abgeben für eine „gesicherte Existenz". Die Leute aus diesen vier Ortschaften wollen jedenfalls absiedeln.

Des Weiteren wird auch die Ansicht ausgesprochen, daß die „Einwendungen und Angaben" einiger Ansiedler „bei kritischer Untersuchung durch einen ausgebildeten Ökonomen" nicht alle stichhältig sein dürften.

Endlich wird noch die Überzeugung zum Ausdrucke gebracht, daß hinsichtlich des Mißlingens des „Ansiedelungsgeschäftes" die Ansiedler selbst „keinerlei Schuld" treffe, sondern dasselbe dem „Klima und den Elementarereignissen" zugeschrieben werden müsse.

Maßregeln gegen die Absiedelung.

Mit „Befremden und Mißfallen" nahmen die höheren Stellen Kenntnis von dem Berichte des Brigadiers. Das G.-K. ordnet am 28. August 1832 an, den Verwaltungshauptmann, Schwab, in Begleitung des betreffenden K.-K. „alsogleich" in die vier Ansiedelungen Lindenfeld, Wolfswiese, Wolfsberg und Weidenthal zu entsenden, um da zu ersehen, inwieferne die Halmfrüchte und sonstigen Saaten zur Reife gelangt sind, oder binnen welcher Zeit dieselbe anzuhoffen sei. Im ersten Falle sind von jeder Fruchtgattung Muster, im anderen je drei Ähren vom Weizen und Roggen aus jeder Ansiedelung unter dem Siegel des K.-K. und des Verwaltungshauptmanns vorzulegen, und Letzterer hat nach öfterer Bereisung der Ansiedelungen über seine dort gemachten Beobachtungen zu berichten.

Der Geist der Unzufriedenheit unter den Ansiedlern scheint vorsonderlich von den dortigen Professionsten auszugehen und es ist zu berichten, ob diese geeignete, ruhige und arbeitsame Landwirte sind.

Die beantragte Erhöhung der „Sustentation“ wird für untunlich erklärt, und sollen in der Folgezeit nur die allerärmsten Familien mit „Rücksicht auf deren Fechsung“ damit beteiliget werden. Die Ansiedler in Eibenthal sollen sich einstweilen mit ihren Nothütten begnügen.

Wegen nachläßigen „Abholzens“, wegen des Unfuges mit dem ärarischen Vieh und wegen mangelhafter Klassifikation der Ansiedelungsgründe sind die betreffenden Organe zur Verantwortung zu ziehen.

Zur Anbau- und Erntezeit mußte ein Stabsoffizier die Ansiedelungen bereisen und über seine Wahrnehmungen berichten. Nach einem dieser Berichte hatten sich die deutschen Ansiedler geweigert, den Anbau zu besorgen, weil sie auf keine Fechsung hoffen können. Die aufgewendete Sorgfalt und die großen Opfer für diese Ansiedler seien ohne Erfolg geblieben und darum könne auch nicht angeraten werden, diese vier deutschen Ansiedelungen weiter „beizubehalten“. Am 21. und 23. Juli hatte es in diesen Gegenden einen Reif. In diesen vier Ortschaften hätten Mißmut und Not bereits überhand genommen und es dürfte an der Zeit und rätlich sein, diese vier Ansiedelungen mit 330 Familien und 1565 Seelen ganz aufzulassen, oder doch so zu beschränken, daß nur einige des Feldbaues kundige Familien in jedem Orte zurückbehalten werden, die übrigen aber in Weidenheim anzusiedeln.

Die Rückkehr dieser Ansiedler nach Böhmen sei unzuläßig, weil die Leute dort keinen Grundbesitz mehr haben, von ihren ehemaligen Dominien gänzlich entlassen sind, und weil sich hierlands für sie noch hinlänglich Gelegenheit finden könne, ihnen ihren Lebensunterhalt zu sichern. Und jetzt werden auch fruchtbarere Gegenden für sie in Aussicht gestellt, nämlich: Sakalowatz, Palanka, Rebenberg, Kruschitza, Kussitsch, Umgebung von Banat-Weißkirchen, Körpa, Berlowa und Neu-Karansebesch. (Warum man unsere Ansiedler nicht gleich anfangs an diesen Orten untergebracht hat, ist nur durch nationale Quertreibereien zu erklären.)

Die eingesendeten Getreidemuster von Weidenthal glichen „erstem Ausreiter“ und doch hatte sich der Kommandierende im Vorjahre persönlich überzeugt, daß dort sowohl Weizen- als Roggenkörner „ganz ausgewachsen“, und nur noch nicht völlig reif waren. Hierwegen wurde eine Untersuchung eingeleitet und bemerkt, falls die Fechsung wirklich nach dem eingesendeten Muster ausfallen sollte, hierwegen der Kompagnie eine außerordentliche Sorglosigkeit zur Last falle hinsichtlich der Erhaltung der Gesundheit der Ansiedler.

Weizenried und Eibenthal werden jetzt als die „vorzüglichsten“ Ansiedelungen befunden, und doch wollten auch ihre Bewohner absiedeln.

Um den Geist der Unzufriedenheit zu „ersticken“, sollten nun die Professionisten aus den Ansiedelungen entfernt und in die Grenz-

Kommunitäten übersiedelt werden. Dies geschah aber nicht. Nebst den Professionisten werden nun auch die ausgedienten Soldaten als Stifter der Unzufriedenheit hingestellt.

Weil Brigade und Regiment bezüglich der „Beibehaltung der vier deutschböhmischen Ansiedelungen" nicht völlig übereinstimmten, so wurde über Anordnung des G.-K. der Verwaltungshauptmann, Schwab, als „praktisch erprobter und erfahrener" (?) Ökonom dazu ausersehen, in Begleitung des „Vertrauensmannes" (Oberstleutnant Hermany) diese vier Ansiedelungen zu bereisen und sich über den Zustand derselben „erschöpfend und bestimmt" auszusprechen.

Aus den Berichten dieses Sachverständigen sei ganz kurz hervorgehoben: Die Ansiedelungen wurden am 8. und 9. April, 18. und 19. Mai, 25., 26. und 27. Juli, 11., 12. und 13. September 1832 bereist. Der Boden in den Ansiedelungen wird als sandig, mit Lehm und zum Teile mit Kies gemischt, beschrieben. Humus (?) sehr sparsam, 1, 1½ bis 2 Percent. Daß in diesen Urwaldgegenden, wo doch so viele Windbrüche und Laub verwesen, so wenig Humus vorkommt, sei erklärlich durch die steilen Abhänge, Winde und Regengüsse, wodurch die Dammerde teils verweht, teils abgeschwemmt werde. Die besten Gründe finde man in den Einsattelungen. Ost- und N.-Westwinde herrschen in Lindenfeld und Wolfswiese vor und bringen schlechtes Wetter. Weidenthal sei am besten vor Winden geschützt, und doch stehe hier der Anbau am schlechtesten. Das Klima in den vier deutschen Ansiedelungen sei rauh und kalt. Die Vegetationsperiode beginne erst Mitte Mai, und schon anfangs Oktober, bisweilen sogar früher, treten Kälte, Reif und Schnee ein. Heuer (1832) war am 16. und 18. September bereits Schneegestöber, in Wolfswiese ½ Fuß hoher Schnee. Morgens und abends sei es auch im Hochsommer empfindlich kalt, und die Hitze steige da niemals hoch. Nur Lindenfeld habe ein etwas milderes Klima. Der hohe Szemenik übe Einfluß auf das Klima. In Weidenthal zeigte das Thermometer im Juni um 8°, im Juli um 12° und im August um 10° niedriger als zur selben Zeit in Karansebesch. Die Ansiedler behaupten, daß selbst der Tau den Früchten schädlich sei.

Die Bearbeitung des Bodens ist eine so gute, als sie unter den obwaltenden Verhältnissen überhaupt möglich sei; nur in Lindenfeld sei die Ackerung hie und da nachlässig, indem hier nicht Alle mit dem Ackerbau vertraut seien, und bei Einigen selbst der gute Wille hierzu fehle.

Wolfswiese und Wolfsberg stehen sich fast gleich im Gedeihen der Früchte. In Lindenfeld seien alle Gewächse zur Reife gekommen. In Weidenthal stehe Alles schöner, dichter und üppiger, komme aber nicht zur Reife, mit Ausnahme von Gerste und Hafer.

Am 31. Jänner 1832 widerlegt Schwab die Behauptung der Ansiedler, daß das Klima durch Niederlegung der Wälder nicht gemildert werde, gibt aber der Ansicht Raum, „daß Böhmen überhaupt,

vorsonderlich aber Deutschböhmen, kaum in der zweiten Generation in diesen Ansiedelungen aufkommen würden, weil schon die Kinder „fest an Nahrungsmittel gewohnt" wären, die hier nicht sobald gedeihen würden, und weil selbst durch Nebenverdienst nicht so viel erworben werden könne, um nach gewohnter Weise leben und sich kleiden zu können. „Nationalisten" (Rumänen und Serben) würden in den vier Ansiedelungsorten noch viel weniger bestehen können, weil diese an Mais gewohnt wären, der hier gar nicht gedeiht.

Ungeachtet dessen wird im nämlichen Berichte behauptet, es können in Lindenfeld 16, in Wolfswiese 20 bis 25, in Wolfsberg 40 bis 50 und in Weidenthal 50 deutschböhmische Ansiedlerfamilien bestehen.

Den Ansiedlern gegenüber wurde eine ganz andere Sprache gesprochen: Ihre Klagen ließ man niemals gelten; man vertröstete die Leute teils mit der Aussicht auf eine bessere Zukunft, teils mit allerlei Versprechungen, die sich nur selten erfüllten, und wollte dies nicht mehr recht verfangen, dann erfolgten Drohungen und Strafen, was unsere Ansiedler nur noch mehr erbitterte und empörte. Die Leute lebten in der festen Überzeugung, daß es für sie hierzulande wohl besseren Grund und Boden gebe, den man ihnen aber absichtlich vorenthalte, um sie da im Gebirge darben und verkommen zu lassen. Von der Absiedelung nur zu sprechen, oder dieselbe wohl gar begehren, wurde von jetzt ab als Vergehen gegen die Subordination, als Aufwiegelung erklärt und bestraft, was die Leute zur förmlichen Verzweiflung brachte.

Die Herren Grenzoffiziere waren gewohnt, nur lauter willenlose Geschöpfe zu kommandieren, bei unseren Ansiedlern aber stießen sie auf selbstbewußte, unbeugsame Naturen, die sie zu biegen oder zu brechen unternahmen, was ihnen aber durchaus mißlang. Nur durch die allerbitterste Not konnten Männer, wie unsere Altvorderen, wohl gebogen — aber nicht gebrochen werden.

Empörungen.

Bei ihren Verhandlungen mit der versammelten Gemeinde in Weidenthal stießen Hermany und Schwab auf harte Köpfe. Trotz guten und schlimmen Worten, Verheißungen und Drohungen erhielten sie stets die immergleiche Antwort: „Mia bleib'nma do nimma!"

Hermany donnerte ihnen etwas wie vom „Erschießenlassen" entgegen.

Kaum war das verhängnisvolle Wort gefallen, als ein Riesenweib (d' grouß' Drachslerin, Theresia Rausch) aus der Menge hervorstürzte, sich vor Hermany auf die Knie warf und mit erhobenen Händen und stieren Augen aus vollem Halse schrie: „O, mani gnädigsten Hearn! . . . Mia möißend o do af den Bear' alli dahungern! . . . Und koan Pfoarra ham ma a nöt! . . . Unsani Kina wächsnd dà af, wöi d' Bama in Wald! . . . Mia geh ma dà Alli z' grund!"

Der St.-K. und der Richter wehrten das Weib vergebens ab, die beiden Herren wichen vor ihr zurück und flüchteten in das Gemeindehaus, dessen Türe sie von innen absperrten.... Das Weib schrie und tobte noch eine zeitlang, lief in diesem Zustande durch die Gassen und blieb von dieser Stunde an — geistesgestört.

Um nun die Weiber ferne zu halten, wurden bald nachher sämtliche Hausväter zur Kompagnie nach Szlatina befohlen. Als sie da im Hofe der Kompagniekanzlei versammelt waren, erschienen die Offiziere und wollten unsere Leute bereden, von der Absiedelung abzustehen.

„Mia bleib'n ma nimma do!" war die stets wiederkehrende Antwort.

Auf ein Zeichen des Hauptmanns marschierte plötzlich die ganze Grenz-Kompagnie auf, schloß die Ansiedler in einem Carré ein, lud auf Kommando ihre Gewehre und „pflanzte das Bajonett" ... Die so umringten und bedrohten deutschen Männer erschracken bis in's Mark hinein! ... Plötzlich aber wich dieser Schrecken einer fürchterlichen Verzweiflung und Empörung. Die Männer warfen sich auf ihre Knie, rissen die Kleider über ihrer Brust auf und schrieen und tobten: „Schuißt's no hea do! ... Löiwa stearm, wås dobleib'n! ...

Georg Spachholz, vulgo Spachtl, dem die Sache gleich anfangs nicht ganz geheuer erschienen sein mochte, hatte den ganzen Vorgang aus einem Verstecke beobachtet, nahm jetzt über alle Zäune Reißaus, lief in einem Atem über die Berge nach Weidenthal, hier durch alle Gassen und rief mit weinerlicher Stimme: „Weiwa! g'schwing, g'schwing! rennt s! ... Enkari Månna wöll'nd s' ålli daschöiß'n! ... 's Blout flöißt scho!" ... Spachtl erzählte in abgerissenen Sätzen den Vorfall und beteuerte am Ende: „Wenn 's niat wouha is, so schneit's mia glei döi Gurgl o!"

Die jüngeren Weiber, einzelne mit einem kleinen Kinde am Arme oder auf dem Rücken, liefen nun über Stock und Stein gen Szlatina, hier schreiend und weinend durch den Bach gleichen Namens ... dem Kompagniegebäude zu. Die „Grouß Drachslerin" und einige andere hatten bereits Kieselsteine in's Vortuch gesammelt, als der „Herr Pfarrer", Josef Nowak, mitten unter die rasende Weiberschar trat und diese mit ernstlich frommen Worten wieder zur Besinnung brachte. Auf sein Geheiß hin holten nun die Weiber alle Männer aus dem Carré heraus, während die Herren Offiziere in der Kanzlei hinter verschlossenen Türen saßen, und eilten mit ihrer Siegesbeute nach Weidenthal.

Hier aber hatten die zurückgebliebenen älteren Weiber mittlerweile erfahren, daß der Hauptanführer auf dem Zuge nach Banat, Martin Draxler, sich fein zuhause versteckt halte, während ihre Männer wahrscheinlich bereits erschossen sind. ... Wie auf Kommando stürmten alle dem Hause des „Verräters" zu, sprengten Türen und Fenster und durchsuchten das ganze Haus nach dem „L .....".

Plötzlich Geschrei und Gepolter am Hausdachboden! . . . Alles eilt nach der Bodenstiege . . . Da schleppen und zerren und stoßen einige kräftige Weiberarme den unglücklichen Mann hinter den „Werchrupfen“ hervor, über die Stiege hinunter bis in den Hof und kühlen hier ihre Wut an dem Manne . . . Der unglückselige Anführer war jetzt selbst der am schlimmsten Angeführte! . . . Er verließ ja in Böhmen einen schönen Bauernhof. . . .

Unsere Ältesten von Weidenthal betrachteten sich jetzt als endliche Sieger in dem großen erbitterten Kampfe und erwarteten mit Zuversicht die baldige Bewilligung zur Absiedelung. Die Militärregierung konnte diese Niederlage nicht verwinden und trachtete, diese endlich und schließlich in einen, wenn auch sehr traurigen, Sieg umzuwandeln.

Einige Zeit darauf mußten wieder alle Hausväter der Gemeinde Weidenthal sich bei der Kompagnie einfinden. Der Hauptmann stellte die Frage, ob sie bleiben oder absiedeln wollen? . . Keiner getraute sich zu antworten.

„Mia bleib'n ma nimma!“ . . erscholl plötzlich eine Stimme aus der Versammlung.

„Wer war das?“ . . donnerte der Hauptmann in höchster Aufregung. . . Und da sich niemand meldete, trat er unter die versammelten Männer und rief auf Johann Szahorsek zeigend: „Er hat gerufen! . . vortreten!“

Der arme Mann gehorchte und beteuerte zugleich, er sei unschuldig. Auch seine Nebenmänner zeugten für seine Unschuld. . . Alles vergebens. . . Szahorsek wurde in den Kompagniearrest abgeführt, die anderen Männer aber nachhause geschickt.

Kaum hatten diese Szlatina im Rücken, marschierte die ganze Kompagnie Grenzsoldaten auf, bildete eine Gasse und bewaffnete sich mit „Spießruten.“ . . Mit entblößtem Rücken und mit an die Schläfen gebundenen Händen wurde Szahorsek durch diese schreckliche Gasse einige Male hin und her „gejagt.“ Zwei Offiziere auf beiden Seiten der Gasse hielten mit dem Opfer gleichen Schritt und eiferten die Soldaten durch Drohungen und Kernflüche zum Daraufhauen an.

Die Kunde von dieser grauenhaften Tat verbreitete sich mit Blitzesschnelle in allen vier deutschen Dörfern. Eine große Schar trauriger, ingrimmiger Männer, klagende und händeringende Weiber und vor Angst zitternde Kinder — darunter auch der Verfasser am Arme seiner Mutter — umstanden das Blockhäuschen des so hart Getroffenen. Als dieser endlich ankam und mit von Schmerz und Wut verzerrtem Antlitz durch die laut klagende Menge in sein Stübchen geschritten war, wurde auf Verlangen der Außenstehenden das einzige kleine Gassenfenster geöffnet und Szahorsek mußte den Leuten seinen gräßlich zerfleischten Rücken durch's Fenster zeigen. . .

Ein herz- und ohrenzerreißendes Getöse von Klage- und Schimpfworten erhob sich in der Menge . . . nicht zu beschreiben!

„O, du âllalöi'ſt's Heargottl! . . . Hülf uns no g'râd ſched dösmâl aus deara Neut! . . . Aus deara Schklaferei!"

Nun ward vom „Hierbleiben" gar keine Rede mehr. Die Waldrodungen und auch die Feldarbeiten ruhten fast gänzlich, und Alles wartete nur mehr auf das erlösende Wort: „Absiedeln!"

Die wenigen Männer unter den Ansiedlern, welche die Hoffnung auf eine bessere, gesicherte Existenz noch immer nicht gänzlich aufgegeben hatten, getrauten sich von jetzt an kein tröstendes, beschwichtigendes Wort mehr fallen zu lassen.

Gewiß! Unsere Altvorderen waren ein recht naives, unerfahrenes Naturvölkchen, das in Eigenwillen, Vorurteilen und finsterem Aberglauben aufgewachsen war; allein ihre sonst vorzüglichen Tugenden und Eigenschaften überwogen weitaus, und wären sie von den Herren Grenzoffizieren ordentlich und ehrlich verstanden worden, viel Gut wäre gerettet, viel Elend und Not wären vermieden worden. „Es hat aber nicht sollen sein."

II. Abschnitt.

1. Absiedelung.

Der Hofkriegsrat hatte mittels „Reskriptes“ vom 14. September 1833 in die Absiedelung der vier deutschböhmischen Ansiedelungen gewilliget, indem die Auflassung dieser Ortschaften als das einzige Mittel zur Vermeidung „weiterer fruchtloser Auslagen“ erkannt worden ist. Ein zwangsweises Einschreiten gegen die Absiedelung wird als schädlich bezeichnet und der Auftrag erteilt, den Ansiedlern auf zweckmäßige Art kund zu geben, daß es Jedermann freistehe, nach Böhmen zurückzukehren, oder in das nahe Provinziale und anderswohin im österreichischen Kaiserstaate abzusiedeln; vorher aber haben sie den Aufnahmsschein von den „kompetenten“ Behörden der in Aussicht genommenen neuen Heimat beizubringen. Dabei sollen ihnen, — den Ansiedlern — die Grenzbehörden behilflich sein, indem sich diese bei den betreffenden Dominien wegen Aufnahme der Absiedler verwenden.

Die absiedelnden Professionisten sind in die Militär-Kommunitäten oder in solche Grenzortschaften einzuteilen, wo ihre Existenz gesichert ist. Diesen wird bei ihrer Absiedelung eine einmonatliche Sustentation bewilliget und es ist auch sonst für deren Fortkommen zu sorgen.

Die in der Grenze zurückbleibenden Ansiedler können das ärarische Vieh und auch die Geräte in den neuen Heimatsort mitnehmen, diejenigen aber, welche in der Grenze nicht verbleiben wollen, haben dieses Vieh und die Geräte abzugeben; „jedoch kann ihnen dann die fernere Abtragung der fürgeschriebenen Ansiedlungsschuld nicht wohl aufgebürdet werden, sondern es wird sich seinerzeit um deren Abschreibung hierher zu verwenden sein“.

Der erbetene Fortbezug der Sustentation für die in den alten Ansiedlungsorten oder in der Militärgrenze überhaupt etwa zurückbleibenden Ansiedler wird vom Hofkriegsrat zwar nicht sofort bewilliget,

aber für die Folgezeit in Aussicht gestellt, wenn die betreffenden Ansiedlerfamilien „brav, arbeitsam und bedürftig“ sind.

Das G.-K. hatte für verarmte Ansiedlerfamilien je 6 bis 10 fl. zur Anschaffung von Kleidern bewilliget, worüber der Hofkriegsrat eine nähere Begründung verlangt.

Mit diesen, die besten Absichten beurkundenden Anordnungen und Zusicherungen wären die Erhaltung und das Gedeihen unserer Ansiedelungen zweifelsohne zu sichern gewesen, wenn das Vertrauen der Ansiedler in die Grenzbehörden nicht völlig erschüttert, der Unmut und die Empörung über die bislange erfahrene Behandlungsweise nicht allzuhoch gestiegen, und die militärischen Ausführungsorgane das erforderliche Verständnis und den guten Willen besessen hätten.

Der bei Karansebesch vorhandene herrenlose Grund wurde als „ungeeignet zur Ansiedelung“*) bezeichnet; von der Möglichkeit einer Ansiedelung bei Banat-Weißkirchen oder im deutschbanater Regimentsbezirke war gar niemals die Rede, und so mußte das „Ansiedelungsgeschäft“ schon nach fünf Jahren in die Brüche gehen.

Bevor man den in Szlatina versammelten Hausvätern von Weidenthal und Wolfsberg die hofkriegsrätliche Bewilligung zur Absiedelung verkündete, ließ man diese Leute lange, lange Zeit die Frage erörtern, warum sie eigentlich absiedeln wollen. Keiner der vielen vorgebrachten Gründe genügte den Herren. Endlich legte ihnen der Verwaltungsoffizier, Tour, folgende bündige Antwort in den Mund: „Weil wir nicht leben können,“ worauf die Absiedelung bewilliget und beschlossen worden war.

Alles, was man noch weiter tat, um 45 deutsche Ansiedlerfamilien der Grenze zu erhalten, war, daß man dem lange gehegten Wunsche der rumänischen Bewohner von Alt-Szadowa, in den zwangsweise verlassenen Gebirgsort, Neu-Szadowa, zurückzukehren, entsprach, und im ersteren Orte jene deutschen Familien ansiedelte, deren Namen in den im I. Abschnitte enthaltenen Verzeichnissen S. 24 ff. mit einem † bezeichnet sind. Die Anwerbung der Ansiedler für Alt-Szadowa ließ der Verwaltungs-Oberleutnant, Johann Koßky, im Geheimen betreiben. Die Teilung der Ansiedler in Weidenthal und Wolfsberg in zwei Lager war nun mit einem Schlage gelungen und die Herrscher konnten wieder einen kleinen Sieg verzeichnen.

Auch in Wolfswiese entstand bei dieser Gelegenheit eine Spaltung. Einige Familien erklärten auch hier, im Regimentsgebiete bleiben zu wollen, während die anderen, so wie auch sämtliche Lindenfelder,

*) Im Jahre 1837 siedelten sich hier Tschechen an und heute sind sie recht wohlhabende Bauern, die sogar die ersten Schwäbischen Ansiedler unter Maria Theresia schon heute überbieten.

bis auf die Familie des Johann Haidl, zur Auswanderung nach dem Provinziale sich bereit erklärten.

Am 10. Juli 1833 erstattet das Regiments-Kommando die Anzeige, daß die Absiedelung in den vier deutschen Ortschaften erfolgt ist. Ihre Verzögerung ist der schwankenden Entschließung der Absiedler bezüglich der Wahl ihres künftigen Aufenthaltsortes zuzuschreiben. In Lindenfeld seien zwar 18 Familien*) zurückgeblieben, allein nach dem Gutachten des sachverständigen Hauptmannes, Schwab, sei deren „Aufkommen höchst zweifelhaft". Die leerstehenden ärarischen Blockhäuschen wurden von Grenzern bewacht.

Das den Absiedlern abgenommene ärarische Vieh wurde den Grenzern um den Schätzungswert überlassen, der sich wegen der „guten Pflege" desselben höher gestellt hatte, als der ursprüngliche Anschaffungspreis. Der Wert der abgenommenen ärarischen Wagen und Wirtschaftsgeräte hatte sich um 2172 Gulden 34 kr. vermindert. An sonstigen Abgängen hatte das G.-K. 638 Gulden 25 3/8 kr. „passiert".

Frohen Mutes und voll der besten Hoffnungen hatten unsere hartgeprüften Deutschböhmen ihre „Grenzansiedelungen" verlassen, nur Gott und ihrer eigenen Kraft vertrauend.

2. Neue Niederlassungen.

Die 268 deutschböhmischen Familien, welche in das angrenzende Banat (Provinziale) ausgewandert sind, verteilten sich hauptsächlich auf folgende Orte: Lugosch, Szilasch, Bakowar, Darowar, Kiszedo, Rekasch, Liebling, Csakowa, Groß- und Klein-Szam, Nitzkidorf, Trübswetter, Hatzfeld, Moritzfeld und gen Szenta bis Maria-Theresiopel. Einige wenige, die noch aus der alten Böhmenheimat Geld erübriget hatten, kauften da Wirtschaften an, wie z. B.: Michael Krapfl, der in Moritzfeld 30 Joch Äcker, einen Krautgarten und 2 Joche Weingarten nebst Wohn- und Wirtschaftsgebäuden für 300 Gulden erworben hatte; aber die meisten von ihnen waren auf die in den einzelnen Orten noch unbesetzten schlechten Herrschaftsgründe angewiesen, die ihnen bloß kontraktlich zur Benützung überlassen wurden, obgleich kaum Einer von ihnen einen richtigen Begriff von dem Worte „Kontraktualist" besaß. Noch ein anderer Teil der Absiedler, wozu alle Professionisten und die Ärmsten unter den Armen gehörten, mieteten sich Wohnungen und betrieben ihr Handwerk oder gingen taglöhnen. Wagner, Schmiede u. A., die ihr Geschäft ordentlich erlernt hatten, waren bald über Wasser und gründeten sich eine behagliche Existenz.

Den schwersten Standpunkt hatten die Bauern. Sie waren vor allem anderen darauf bedacht, in der schon sehr vorgerückten Jahreszeit

*) Davon waren 17 aus Wolfswiese.

mindestens noch einen Bruchteil ihrer Felder mit Sommerfrucht zu bestellen. In dem ausgetrockneten, unkultivierten Boden konnte vielenorts mit dem Pfluge wenig oder nichts ausgerichtet werden, und so mußte auch hier wieder zur Feldhaue gegriffen werden, was diese Arbeit erschwerte und noch mehr verzögerte. Nach dem Anbau ging's an's Häuserbauen. Mit Hilfe einiger sachverständiger Taglöhner wurde eine Grundfläche von 10 bis 12 Quadratklaftern mittels vier gestampften Mauern eingefangen, ein höchst fragwürdiges Dachgerüste aus unbehauenem Holze daraufgesetzt und der kleine niedrige Raum mit lose hinaufgegabeltem Stroh gedeckt. Der Mauerverputz fehlte von außen und innen. Die einzige Tür und etwa zwei Fensterchen wurden ausgesägt. Die eine Hälfte dieses Raumes wurde dem „lieben Vieh", die andere den unglücklichen Menschen zugewiesen. Scheidemauern gab es da keine. Einzelne dieser elenden Hütten waren wegen Strohmangels nur teilweise eingedacht, und selbst die gedeckten Stellen ließen den Regen durchsickern.

Mit den Nachbarsleuten, insbesondere mit rumänischen, gab es wegen der Viehweiden häufig Streit.

Daß es damals mit der ungarischen Obrigkeit noch viel schlimmer bestellt war als mit jener in der k. k. Militärgrenze, davon hatten sich unsere Ansiedler bald überzeugt. In Grund- und anderen Streitigkeiten entschieden Gemeinde-Notär und Gemeinderichter, auch Grundherren und Stuhlrichter, nicht selten in ganz entgegengesetztem Sinne ... Dann galt auch nicht immer die Entscheidung der höheren Instanz, sondern die derjenigen, welche ihre Ansicht am hartnäckigsten und nachdrücklichsten verfechten konnte.

Der Sommer war trocken, und wenn ein solcher Sommer im Banate stets eine Mißernte zur Folge hat, so galt dies für den allzuspäten Sommeranbau unserer neuen Ansiedler noch im erhöhten Grade. Von den angebauten Sommerfrüchten hatten viele nicht einmal Stroh, geschweige Körner zu erhoffen. Wo möglich noch schlimmer stand es um die Erdäpfel, Kraut, Rüben und um den Flachs.

Am allerschlimmsten aber stand es um die Gesundheit der Menschen und Tiere. Vom verzehrenden banater Wechselfieber blieben nur wenige Ansiedler verschont, und von noch anderen bösartigen Krankheiten wurden diese zahlreich hinweggerafft. Der ohnehin geringe Viehstand wurde durch Seuchen noch vermindert, und was davon übrigblieb, mußte verkauft werden, um Brot herbeizuschaffen, weil die aus dem Gebirge mitgebrachte Leinwand, auch Flachs, Zwirn u. A. ebenfalls zuende waren. Weiber und Mädchen verkauften ihr schönes Kopfhaar für je 20 Kreuzer, um die Not der Ihrigen zu lindern.

Die gleich anfangs schiefen Wände der neuaufgeführten Wohnhäuser bröckelten mehr und mehr ab und gaben ihr Unvermögen, we-

nigstens den nächsten Winter über Stand zu halten, nur allzudeutlich zu erkennen.

„Wären wir doch auf unseren Bergen geblieben!"

Ja, ja! Die Reue war, ist und bleibt ein hinkender Bote. . . Und so vollkommen diese Reue auch war, — sie grenzte an das Übernatürliche — es gab in dieser Sündennot doch keinen Priester, der die „Absolution" über die so schwer büßenden Ansiedler gesprochen und ihnen Gnade gepredigt hätte. . . .

Selbst, mit eigener Kraft, mußten sie sich wieder aufrichten und sich und die Ihrigen vor dem sicheren Untergange retten. — Und sie taten es, weil sie als echte deutsche Männer auf Gott und auf ihre eigene Kraft unerschütterliches Vertrauen setzten.

3. Rückkehr in die verlassenen Berge.

Michl Krapfl, gebürtig in Hafelbach, tat in dieser Zeit der schweren Not den ersten entscheidenden Schritt. Nach eilfwöchentlichem Aufenthalte in Moritzfeld erschien er zu Pfingsten 1833 in Karansebesch und erbat seine Wiederaufnahme in den verlassenen Ansiedelungsort Weidenthal. Schon in wenigen Tagen folgten ihm sein Bruder Johann und auch Adam Reitmeyer, vulg. Putz-Al. In verschiedenen Zwischenräumen kamen auch andere Familien wieder in die verlassenen Berge zurück, und vor Eintritt des nächsten Winters zählte man in Weidenthal 38 Familien mit 156 Köpfen, und in Wolfsberg deren 36 mit 173 Köpfen. Unter den Ersteren waren auch die Eltern des Verfassers.

Obwohl man den zurückkehrenden Ansiedlern bei ihrer Wiederaufnahme in den Regimentsbezirk mancherlei Schwierigkeiten bereitete, einzelne übelbeleumundete sogar zurückwies, so hatten sich nach dem Berichte des banater G.-K. vom 19. November 1833 dennoch 110 Familien zur Rückkehr nach Weidenthal und Wolfsberg gemeldet und auch Aufnahme erhalten. Den Wiederaufgenommenen wurde „bedeutet," daß sie außer dem ärarischen Hause und den Gründen keinerlei sonstige Unterstützung vonseiten des Ärars zu gewärtigen haben. Der Szlatinaer Pfarrer, Josef Nowak, hatte sich geweigert, „geistliche Funktionen" in Weidenthal zu verrichten. Hierzu wird „einstweilen" ein Kaplan aus Karansebesch bestellt.

Der Hofkriegsrat nimmt (31. Dezember 1833) die Anzeige von der Rückkehr einiger Ansiedler nebst den vom R.-K. in dieser Angelegenheit getroffenen Verfügungen zur „genehmigenden Kenntnis" und hält sich versichert, daß das R.-K. nur solchen Ansiedlern die Wiederaufnahme gestatten werde, die sich zum Betriebe der Landwirtschaft eignen, und nicht durch ihr früheres unentsprechendes Betragen einer

solchen Berücksichtigung unwert geworden sind. Dann wird die Erwartung ausgesprochen, das R.-K. werde zum Gedeihen der Ansiedler nach Kräften tätig sein, ohne dem Ärar neue Opfer aufzubürden, „die man durchaus beseitiget wiss:n will.“

Am 15. Jänner 1834 berichtet das B.-K., Oberst Drasenovich wolle mit der „Ansiedelungssache“ nichts mehr zu tun haben, und darum wurden vom Oberstleutnant Roth aus jedem Ansiedelungsorte drei Vertrauensmänner nach Karansebesch berufen, und diese sagten aus: „Sie sehen ein, gefehlt zu haben“, indem sie trotz aller Vorstellungen der Grenzbehörden dennoch abgesiedelt sind. In der banater Ebene konnten sie „wegen Krankheit und großer Sterblichkeit nicht bestehen.“ Diesen Männern wurde auf das Bestimmteste erklärt, daß sie auf keinerlei Unterstützung vom Ärar zu hoffen haben, und endlich unterschrieben sie eine Erklärung, in welcher sie auf jede derlei Unterstützung verzichteten.

Das B.-K. nahm sich der wiederkehrenden Ansiedler warm an und beantragte, sie mit Vieh und Wagen neuerdings zu unterstützen.

Das G.-K. und der Hofkriegsrat wollten aber durchaus nichts mehr von einer Unterstützung dieser Ansiedler hören, gegen die man jeder weiteren Verbindlichkeit enthoben sei, indem sie den vielen „väterlichen Ermahnungen und Warnungen“ zum Trotze doch auf ihrer Absiedelung beharrten. Es wäre eigentlich die Pflicht des R.-K. gewesen, diese Leute, insoferne sie sich nicht über die Mittel ihrer „Subsistenz“ auszuweisen vermochten, gleich bei ihrer Meldung um Aufnahme zurückzuweisen, oder sie doch nur als Taglöhner in andere Dörfer aufzunehmen. So aber würden in diesen Leuten durch „unzeitiges Mitleid“ leere Hoffnungen auf weitere Unterstützungen erregt, und sich und dem Lande eine Menge großenteils arbeitsscheuer Bettler aufgebürdet, von denen zu erwarten steht, daß sie, wenn ihrer jetzigen Not durch neuerliche Unterstützungen gesteuert würde, bei dem nächsten widrigen Ereignisse dem Regimente dennoch abermals zur Last fallen würden. Dem G.-K. wird endlich aufgetragen, für diese Ansiedler von nun an keinerlei neue Aushilfe vonseiten der Staatsverwaltung mehr in Anspruch zu nehmen und an diesem „Principe“ festzuhalten, um dem „ewigen Schwanken“ in den diesfälligen Anträgen ein Ziel zu setzen.

Das war das Bild, welches sich die höchste Grenzbehörde von dem Charakter unserer armen deutschböhmischen Ansiedler entworfen hatte, u. z. auf Grund der zahlreichen Berichte, die ihr von den unterstehenden Militärbehörden eingesendet wurden. Was aber die öffentliche Meinung unserer Altvorderen über diese Behörden berichtete, daraus ließe sich ein weitaus viel düstereres Bild zusammenstellen.

Die ersten nach Weidenthal und nach Wolfsberg zurückgekehrten Ansiedler bezogen mit wenig Ausnahmen ihre früher innegehabten Häuschen, nachdem sie diese in bewohnbaren Zustand wieder her-

gestellt hatten; den später Eintreffenden wurde dies unmöglich, weil jene mit Erlaubnis der Behörden je drei nebeneinanderliegende Hausplätze in Besitz genommen hatten; sie mußten daher nicht nur auf ihre früheren Häuschen verzichten, sondern sich auch mit zwei Hausplätzen begnügen, von denen der eine (zweite) getrennt vom ersten lag.

Ähnlich verfuhr man mit den Grundstücken: Wer früher ankam, der wählte die besseren, nähergelegenen Grundstücke, von welchen größere Flächen bereits urbar gemacht waren; vor Allem aber griffen sie nach den waldfreien Wiesen an der Temesch und am Bache Gradiste.

Von den vier auch fünf Joch großen Grundstücken erhielt jede Familie deren drei bis vier, die zusammen zwölf Joch ausmachten. Um dieses Ausmaß nicht zu überschreiten, wurden einzelne Grundstücke geteilt, jedoch so, daß der eine bessere Teil dem Ansiedler, der andere aber „vakant“ blieb.

Von diesem neuen Grundbesitz dürften außer den Hausplätzen höchstens drei bis fünf Joch urbar, etwa zwei bis drei Joch abgeholzt und der Rest noch Wald gewesen sein. Von einzelnen Grundstücken kannte man weder ihre Lage noch ihre Grenzen; Verwechselungen, Grenzstreitigkeiten und Prozesse waren die natürliche Folge davon.

Über die Notlage der neuen Ansiedler äußern sich die Vertrauensmänner dem R.-K. gegenüber, daß mehrere Familien gar nichts, andere nur noch auf wenige Tage zum Essen haben. Viele seien mit ganz leeren Händen angekommen und werden jetzt nur durch die Mildtätigkeit der Anderen erhalten. Das B.-K. zweifelt daher, ob die Ansiedler bis zur nächsten Ernte sich werden erhalten können. — Es wurde sogar eine Sammlung milder Beiträge für sie angeordnet, aber — ohne den geringsten Erfolg.

Im Jahre 1849 war die Zahl der neuen Ansiedlerfamilien durch fortwährende deutschböhmische Nachzügler aus dem Provinziale und auch aus Böhmen in Weidenthal und Wolfsberg auf je 62 gestiegen. Im ersteren Orte hatte sich auch ein Steirer, Schlifstein, und ein Lombarde, Markon, niedergelassen.

Von den Wolfswiesenern kamen 18 Familien nach Wolfsberg, 17 nach Weidenthal, 18 nach Lindenfeld und 8 nach Alt-Szadowa. Wolfswiese selbst blieb bis auf den heutigen Tag leer. — Von den abgesiedelten Lindenfeldern kam niemand zurück; sie sollen, wie es hieß, nach dem südlichen Rußland gezogen sein.

Nach einem behördlichen Ausweise v. J. 1833 besaßen die Weidenthaler 3 Stiere, 6 Pferde, 12 Ochsen, 22 Kühe und 15 Stück Jungvieh; die Wolfsberger: 1 Stier, 6 Pferde, 14 Ochsen, 16 Kühe und 4 Stück Jungvieh. Über Lindenfeld und Szadowa fand sich diesfalls nichts vor.

4. Neuer Bestand.

Waren auch die Sorgen und der Kummer um das tägliche Brot noch so groß, der Verzagtheit, der Mutlosigkeit verfielen unsere deutschböhmischen Ansiedler doch nicht. Hatten sie auch bislange so unendlich viel geduldet und gelitten und auch ihre geringe Habe großenteils, wenn nicht ganz, eingebüßt, den größten Schatz hatten sie jetzt doch gerettet und in Sicherheit gebracht: das nackte Leben. — Und der Kampf um dieses nackte Leben wurde jetzt mit neuem Mute, mit vollster Zuversicht geführt. Während wir Kinder schon in aller Frühe auszogen, um in den verlassenen Erdäpfelfeldern, in den Höfen und auf den herrenlosen Düngerhaufen die hier und da aufgekeimten, ungepflegten Erdäpfelstöcke auszugraben und Brennesseln zu einem mageren Süpplein zu sammeln, waren Vater und Mutter im Vereine mit den größeren Kindern eifrigst bemüht, das auf Wiesen, Hutweiden und gerodeten Grundstücken reichlich vorhandene Gras in Heu umzuwandeln und dieses in Schupfen, auf Dachböden, in leerstehenden Häusern und in freistehenden Schöbern unterzubringen.

Trotz des hofkriegsrätlichen Unwillens setzte es das B.-K. doch durch, daß an die Ansiedler abermals verschiedene Geräte, Wagen, Pflüge und Rindvieh verteilt wurden so, daß keine Familie mehr ohne Kuh blieb, und diese Kuh ward ein wahrer Segen für die Familie: Sie lieferte sauere und Buttermilch zu den Mahlzeiten, Schmalz, Topfen und Butter, von diesen zwei letzteren sogar etwas zum Verkaufe. Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren und Heidelbeeren würzten nicht nur die Mahlzeiten, sondern brachten als Verkaufsartikel etliche Kreuzer Geld in's Haus. Einige wenige konnten auch Flachs in Leinwand umarbeiten und diese zu Geld machen, um ein schmales Stück Brot dafür anzuschaffen, oder doch Mais zu einem Mus. — Die Allerärmsten wurden von den Armen bereitwilligst unterstützt, und tat der Hunger auch Manchem wehe, größere Opfer wurden ihm nicht gebracht.

Für die unentbehrlichste Kleidung ward dadurch gesorgt, daß man aus Lein- und Tischtüchern Hemden, und aus den dunkelfärbigen, faltenreichen Wollenkitteln, die noch aus der alten Heimat stammten, Spenzer und Westen verfertigte, als Fußbekleidung dienten die selbstgefertigten Holzschuhe. Nur Einzelne von der erwachsenen ledigen Jugend suchten in Karansebesch Dienst, und auch das nur den Winter über.

Auf den Grundstücken, auf welchen die umgehauenen, bereits modernden Buchenstämme kreuz und quer durcheinanderlagen, und das Gestrüppe wild wucherte, wurde mit unermüdlichem Fleiße und zäher Ausdauer fort und fort jungfräulicher Waldboden der Kultur gewonnen, dessen reichlicher Ertrag an vorzüglichen Erdäpfeln alle Mühen lohnte.

Diese Rodungsarbeiten wurden jetzt mit Lust und Eifer getan und die Leute brachten es darin zu einer Geschicklichkeit und Fertigkeit, wie man solche ehedem gar nicht geahnt.

Auch beim Niederhauen des Urwaldes wurde ein Vorteil angewendet: alle Bäume auf der niederzulegenden Waldfläche wurden talauswärts nur bis zur Hälfte ihrer Dicke so eingehauen, daß sie beim Fallen den zunächst untenstehenden treffen und niederdrücken mußten. Die zuhöchststehenden wurden dann möglichst gleichzeitig zum Fallen gebracht, und eine oft Joche messende Waldfläche auf einmal niedergelegt, was ein furchtbares Krachen und Ächzen, ein gräuliches Gepolter und ein unheimliches Erzittern der nächsten Umgebung im Gefolge hatte. Wurde eine derart niedergelegte Waldfläche über's Jahr an einem schönen, trockenen Herbsttage bei günstigem Winde an den niedrigstgelegenen Stellen angezündet, so entstand da ein Feuermeer, das Nachts die ganze Gegend hell erleuchtete und das kleinere Gehölze gänzlich verzehrte; es blieben nur die dickeren, angebrannten Stämme übrig, die dann in Blöcke zersägt, in Haufen geschichtet und da verbrannt wurden.

Der Winter 1833/4 war ein sehr strenger, langandauernder, und unter den umwohnenden Rumänen entstand eine so große Heunot, daß sie für Schafe und Rindvieh von den Ansiedlern das nötige Heu kaufen mußten. Rindvieh wurde diesen häufig auch unter der Bedingung zur Überwinterung übergeben, daß die Hälfte davon für die Fütterung abgelassen werde. Der Viehstand in den Ansiedelungen vermehrte sich auf diese Art recht ansehnlich und brachte die Besitzer zur Überzeugung, daß in dieser Gebirgsgegend die Viehzucht der lohnendste Erwerbszweig ist. Bald reichte das Heu von den eigenen Wiesengründen für den stetig wachsenden Viehstand nicht mehr hin, und die umliegenden ärarischen Waldwiesen wurden für so hohe Beträge gepachtet, wie man solche seit Menschengedenken noch niemals gezahlt hatte. Den nachbarlichen Rumänen entgingen dadurch die bisherigen saftigen Schafweiden. Und so hatten unsere deutschböhmischen „Grenzansiedler“ — so hießen sie von jetzt an — die schwere Not bald niedergerungen durch Fleiß, Sparsamkeit, Geschicklichkeit und — durch geistige Überlegenheit. — Ihre Zufriedenheit, ihr Glück wurde noch dadurch erhöht, daß die Grenzbehörden in der ersten Zeit sich weniger um sie kümmerten, als dies früher und auch später wieder der Fall war.

Alt-Szadowa liegt im Temeschtale an der prächtigen Hauptstraße von Karansebesch nach Mehadia und Orschowa, eine halbe Stunde von Temesch-Szlatina entfernt. Die Häuser stehen in zwei Gassen, die sich rechtwinkelig durchschneiden. Die von den Rumänen verlassenen kleinen Blockhäuschen wurden nach deutscher Art eingeteilt und eingerichtet. Die hinter dem Gassenzaune stehenden mußten auf behördliche Anordnung bis an die Gassengrenze vorgerückt werden, was durch gänzliches Abtragen und Wiederaufrichten geschah. Verwaltungsoberleutnant

Koßky beaufsichtigte diese Arbeiten und zwang den Liegl Christof, der mit dem Hause etwas zu weit vorgerückt war, dasselbe etwas zurückzustellen. Als dies geschehen, stand es dem Herrn Oberleutnant etwas zu weit zurück und Liegl mußte das Häuschen zum drittenmale abtragen und wieder aufrichten. Nach geschehener Arbeit fanden selbst die kritischeren Nachbarn, daß das Haus endlich gut stand; nicht so aber der Offizier und das Haus sollte jetzt nach seiner Anordnung bloß mit der einen Ecke um Weniges hofeinwärts gestellt werden. . . . Anstatt der demütig untertänigsten Bitten, die der gestrenge Herr erwartete, kamen ein par Kernflüche über die blassen Lippen des zur Verzweiflung getriebenen Mannes und mit hocherhobenem „Tremml" (Hebestange, Hebel) sprang er auf den Gewaltigen los, der eiligst Fersengeld gab und in das nahe Schulhaus flüchtete. — Und das Häuschen? . . . Es stand jetzt sicher, fest und gut auf seinem Platze, an dem auch der Erzähler dieses es noch jahrelang stehen sah.

Im ganzen Orte gab es damals nur zwei steingemauerte Häuser, deren rumänische Eigentümer sie nicht verlassen hatten und unter unseren Deutschböhmen zurückgeblieben waren. Eines dieser Häuser ist schon seit Jahren sammt Grundstücken in deutschen Händen und das zweite geht dem gleichen Schicksale entgegen. Wirtschaftsgebäude hatten die weggezogenen Rumänen hier so gut wie gar keine und ihre deutschen Nachfolger holten sich solche aus den verlassenen Gebirgsansiedelungen.

Die Hausplätze waren da etwa ¼ Joch groß und an Grundstücken erhielt eine Familie 9 bis 12 Joch. Diese sind teils im ebenen Temeschtale, teils im hügeligen Vorgebirge des Szarko gelegen. Es gedeihen hier: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Erdäpfel, nebst allen Gartengewächsen, auch Kirschen, Weichsel, Zwetschken, Äpfel und Birnen, sogar Aprikosen; nur der Flachs kommt mindergut fort.

Eine Schule wurde noch i. J. 1833 eingerichtet und Georg Stauber als Lehrer bestellt. Alt-Szadowa war und ist noch heute eine Filiale der nahen kathol. Pfarre in Szlatina.

Die nunmehrigen deutschböhmischen Ansiedler in Alt-Szadowa waren bald recht zufriedene und behäbige Leutchen im Vergleiche mit den armen, hartgeplagten „Berglern," wie sie die Gebirgsansiedler in Weidenthal, Wolfsberg und Lindenfeld genannt hatten. Die Wünsche unserer damaligen „Szadowaer" beschränkten sich auf „nur ein bißchen mehr Grund" und auf eine „deutsche Mahlmühle" (Mühle mit Beutelkasten); diese erbaute ihnen Johann Hausner in den Dreißigerjahren, jener aber reicht trotz nicht unbedeutender Ankäufe immer weniger aus

Daß nun Alt-Szadowa auch eine Art Schoßkind der damaligen Militärbehörden ward, erklärt sich nicht so sehr aus dem guten Gedeihen dieser Ortschaft, als vielmehr aus dem Umstande, daß seine Einwohner die k. k. Militärgrenze nicht schnöde verlassen hatten, wie die



Alt-Szadowa, Seite 55 und 56.
Im Hintergrunde Szlatina, Seite 7.

Anderen das getan, sondern diesem militärischen „Mutterlande" treu geblieben sind.

Der Winter und überhaupt das ganze Klima ist im schönen Temeschtale viel milder als in den Gebirgsansiedelungen und somit galten die „Szadowaer" als die Glücklichsten unter den deutschböhmischen Ansiedlern.

Den 18 Familien in Lindenfeld mangelte es an urbaren Gründen in keiner Weise, weil sie nicht nur die gerodeten Gründe ihres Wohnortes (82 Joch), sondern auch jene von Wolfswiese (210 Joch) benützten. Davon entfallen auf eine Familie durchschnittlich etwas über 16 Joch, zu welchen noch drei Joch Hausplätze hinzukamen.

Nach einem amtlichen Berichte hatten die Lindenfelder gleich im Frühjahre 1833 nach Möglichkeit angebaut, und war die Ernte an Sommerroggen, Gerste und Hafer auch nicht „sehr nennenswert," so gab es doch Erdäpfel, Kraut, Rüben in „vollkommen ausreichender" Menge, dann auch etwas Flachs, Heu aber im Überfluße.

Die Bewohner von Lindenfeld bezogen, gleich jenen von Alt-Szadowa, auch jetzt noch die frühere Sustentation, und jede Familie erhielt nebst ärarischen Viehes noch einen ganzen Wagen, einen Pflug und verschiedene Acker- und andere Werkzeuge. Waldrodungen waren hier kaum mehr nötig. Eine Vermehrung ihres Grundbesitzes kam ihnen gar nicht in den Sinn; im Gegenteil, sie verlangten die „Abschreibung" von 2113·1043 Joch Waldgründen, die der Hofkriegsrat auch bewilligte und anordnete, die dafür von den Ansiedlern etwa entrichtete Steuer zurückzuerstatten.

Eine Gemeindeschule wurde i. J. 1834 eingerichtet, und Lorenz Maidl zum Lehrer ernannt. Diesem folgte Wenzel Liebl, der sein Weberhandwerk in der Schulstube, selbst während des Unterrichtes, fortbetrieb.

Die Seelsorge hatte der Dechant von Karansebesch, Großeck, übernommen.

Die Nähe des Stabsortes Karansebesch erleichterte diesen Ansiedlern den Absatz ihrer wenigen Wirtschaftsprodukte, verleitete sie aber auch zu allzuhäufigem Marktbesuche und zu den damit zusammenhängenden „leichteren Geldausgaben."

In Wolfsberg wurden laut amtlichen Berichtes vom 14. März 1834 jeder der neuangesiedelten Familien 11 Joch „abgeräumte" und 4 Joch abgeholzte, aber nicht abgeräumte Grundstücke zugewiesen. Diese Gründe waren und sind aber von allen Ansiedelungsgründen die schwächsten, und das nicht nur wegen ihrer hohen steilen Lage, sondern auch darum, weil der daraufgestandene Urwald von der „Kammeralistischen" Eisengewerkschaft in Orawitza angekauft, niedergelegt, an Ort und Stelle verkohlt und weggeführt worden war. Dabei wurden auch die vorhandene dichte Laubschichte und ein Teil der fruchtbaren Acker-

erde als Decke für die Kohlenmeiler verwendet und ausgeglüht. Der hier noch vorhandene Waldrest verfiel bis 1856 demselben Schicksale. Das für diese Wälder eingehobene „Stockgeld" floß in die militärärarische Kassa.

Bis zum Jahre 1857 waren die Wolfsberger Grundstücke vom Walde gänzlich gereiniget, und die noch „vakanten" wurden von den stärkeren Familien in's Eigentum übernommen; bis aber auch die zurückgebliebenen Baumstümpfe entfernt und die Felder alle mit dem Pfluge bearbeitet werden konnten, vergingen noch mehrere Jahre. Wer sein Feld nicht jedes 3. oder doch jedes 4. Jahr ordentlich düngen konnte, erntete wenig, manchmal kaum den Samen.

Die „deutsche Gemeindeschule" wurde hier i. J. 1834 wiedereröffnet und Franz Wesselak als Lehrer bestellt, während die Seelsorge dem Pfarrer in Franzdorf, Josef Zagrony, anvertraut wurde.

Von den neuen Ansiedlern in Weidenthal soll nach amtlichen Berichten jede Familie 4 Joch unbewaldelte, 6 Joch „abgeräumte" und 6 Joch abgeholzte und nicht abgeräumte Grundstücke erhalten haben; in Wirklichkeit hatte eine Familie nebst den 2 oder 3 Hausplätzen bloß 12 Joch Grundbesitz, wovon etwa 3 bis 4 Joch urbar, der Rest aber teils „abgeholzt" und von wildem Gestrüppe überwuchert, teils noch mit Urwald bestanden war; nur Einzelne hatten unter diesen 12 Jochen auch 4 Joch waldfreie Wiesen, die aber schon nach wenigen Jahren so geteilt worden waren, daß jede Familie 2 Joch davon erhielt. Angebaut wurde sehr fleißig, allein nur die sogenannten „trockenen Sommer" ergaben bessere Ernten; Erdäpfel gediehen am besten: Manche Familien gewannen alljährlich hunderte Metzen von dieser Frucht, wovon sie auch den Metzen für 20 kr. K.-M. verkauften. Mehrere Familien verlegten sich auf den Flachsbau, der die viele Arbeit recht gut lohnte.

Zur Winterszeit stand in jedem Stalle ein Paar Mastochsen; nur das Ochsentauschen mit den Franzdorfer Kohlenfuhrleuten schlug häufig zum Nachteile der Ansiedler aus, weshalb es auch vom K.-K. streugstens verboten ward. Ein gewisser „Kirovich" in Franzdorf betrieb diesen Ochsenhandel besonders schwungvoll trotz Verbot und Arreststrafen, die über die Ansiedler kamen.

Seine „deutsche Gemeindeschule" erhielt Weidenthal im Herbste 1834. Der Grenzansiedler, Johann Irlweck, wurde als Lehrer angestellt. Er versah auch den Gottesdienst, hielt Prozessionen und Bittgänge ab, so auch Christenlehre, begrub die Toten und spielte bei Hochzeiten und auch sonst zum Tanze auf. Die Seelsorge übte der Pfarrer in Szlatina, Josef Novak.

5. Neue An- und Zubauten.

Die Szadowaer hatten gleich in den ersten Jahren ihres Bestandes Scheunen erbaut, die, 6 Klafter lang, 4 Klafter tief, mit Stroh gedeckt und seitlich damit verhängt wurden. In der Mitte war die Dreschtenne, seitwärts davon das „Frucht-“ und „Heuviertel“ angebracht. Durch diese „mächtigen“ Gebäude erhielt der Ort ein ganz anderes (deutsches) Aussehen als ehedem, was alle Durchreisenden, besonders aber die früheren rumänischen Einwohner, bewunderten.

In den drei Gebirgsdörfern hatte jeder Hausvater seinem Blockhäuschen ein von Holzsäulen gestütztes „Voadachal“ hofseitig angefügt, unter dem dann die „Gred“ entstand. Auf der Gegenseite wurde mittels dreier Blockwände an die einzige Stube noch ein Kämmerlein angebaut, das mit einem beschwerten „Legdache“ versehen und durch „Og'nwände“ (Wände aus den Abfällen beim Flachsbrecheln) vor eindringender Winterkälte geschützt wurde. Die Scheunenbauten in Szadowa wurden auch von den „Berglern“ bald nachgemacht: Wolfgang Zipperer hatte die erste, mein Stiefvater, Georg Stuiber, die zweite dieser Scheunen in Weidenthal erbaut. Sie standen und stehen auch heute in der Regel dem Einfahrtstore gegenüber, während die neuen größeren Stallungen (4 Klafter im Quadrat) dem Wohnhause gegenüberstanden und gewöhnlich noch die Keller- und Streuschupfe angehängt erhielten. Unter dieser befand sich gewöhnlich der Schweine- und der Gänsestall. Im ersteren wurden zwei Schweine gemästet, die man zu Weihnachten für's Haus schlachtete, hier und da auch eines davon verkaufte.

Die Wolfsberger waren die ersten, welche an Stelle der alten schiefen Blockhäuschen stattliche Wohnhäuser errichteten. Sie wurden aus bezimmerten Buchenstämmen hergestellt, welche an den Ecken miteinander verzinkt wurden und waren 6 bis 8 Klafter lang und 3½ bis 4 Klafter tief. Die Träme standen hofseitig etwa 3—4 Fuß vor und die Dachsparren waren in sie verzapft. Das „resche Dach“ ward mit Tannenschindeln gedeckt, alles Andere daran war aus Buchenholz. Die Giebelseite kehrte es der Gasse zu. Durch die hofseitige Eingangstür gelangte man in einen kleinen Vorraum oder aber gerade in die Küche, gassenseitig davon lag die große Wohnstube, dieser entgegengesetzt die kleinere „schöne“ Stube, in der man auch schon eiserne Öfen traf. In der Wohnstube aber durfte der große Kachelofen mit seiner Bratröhre und mit den zwei eisernen Häfen nicht fehlen, in welch letzteren nicht bloß Semmel- und Erdäpfelknödel, sondern auch Erdäpfel und Rüben für das liebe Vieh gekocht wurden, ebensowenig durften in diesen neuen Häusern die gedielten Fußböden fehlen, die in den alten Blockhäuschen eine Seltenheit waren. Die Hühnersteige und die kleinen Ferkel,

welche man in den alten Stuben allenthalben antraf, fanden in der neuen Stube keinen Platz mehr, wodurch für Reinlichkeit und Gesundheit sehr viel gewonnen war. Die großen, zweiflügeligen Fenster waren zum Öffnen eingerichtet, während die kleinen, einflügeligen in den alten ärarischen Häuschen an die Fensterstöcke in der Regel festgenagelt waren.

Die Außen- und Innenwände dieser Häuser wurden mit Holzschienchen verkleidet, mit Mörtel oder Lehm verputzt und dann weißgetüncht, was ihnen ein sehr nettes Aussehen verlieh, aber dabei ihre Dauerhaftigkeit verminderte. In Weidenthal hatte Georg Brunner das erste ähnliche Haus erbaut. Von den alten ärarischen Blockhäuschen dauerten einige bis in die Jahre 1858 und 1860. Es hatte sich um diese Zeit auch bereits erwiesen, von wie kurzer Dauer die neuen Holzhäuser eigentlich sind und es wurden Versuche gemacht, Häuser mit Bruchsteinen aufzumauern; in Szadowa verwendete man hierzu Kotziegel und Lehmpatzen. Die Steinhäuser waren feucht, kalt und ungesund, die aus Kotziegeln so wie jene aus Lehmpatzen hergestellten bröckelten ab und drohten nach kurzer Dauer einzustürzen. Zur Erzeugung gebrannter Ziegel war in Szadowa das Holz allzuweit entfernt und die Bergler waren der festen Meinung, die da vorhandenen Erdarten seien allzumager und eignen sich durchaus nicht zu Brennziegeln.

So wie die neuen Holz- und Lehmhäuser, ebenso waren auch die neuen Stallungen mit gezimmerten Holzwänden und die schönen, großen Schennen aus Buchenholz von nur kurzer Dauer, weil der Borkenkäfer in denselben große Verheerungen anrichtete. — Nun entschloß man sich, die Stallmauern aus Bruchstein und die Scheunen aus Tannenholz herzustellen, obgleich dieses gekauft werden mußte und stets seltener wurde.

Die flachen Legdächer verschwanden jetzt gänzlich, indem man die Satteldächer mit einem Neigungswinkel von 45° mittels buchener Falzschindeln deckte. Diese Bedachung wurde aber bald durch die sogenannte „deutsche" ersetzt, bei der die dünnen Buchenschindeln dreifach übereinander liegen.

Eine große Unvollkommenheit bei allen diesen Bauten bestand darin, daß man die Dachsparren unmittelbar in die Deckenträme einzapfte; diese wurden vom Borkenkäfer gewöhnlich zuallererst zerstört und deren Auswechselung war keine leichte, ungefährliche.

Nur zum „Abbinden" der ersten Dachgerüste und Scheunen wurde ein „gelernter" Zimmermann gedungen. Die dabei behilflichen Bauern und Burschen hatten dem Zimmermeister die Kunst sofort abgeguckt, prägten sich besonders die Zahlen 3, 4, 5 des Pythagoräischen Dreieckes und deren Anwendung gut ein und führten dann sowohl ihre eigenen als auch die Neubauten ihrer Verwandten und Nachbaren — ohne Zimmermeister — ganz exakt auf. Und so lernte einer vom andern, bis diese Kunst in allen vier deutschböhmischen Ansiedelungen

ein förmliches Gemeingut ward. Bursche mit 14, 15 Jahren erkühnten sich, ein solch einfaches Dachgerüste herzustellen.

6. Neue Beschwerden.

Unsere Deutschböhmen saßen jetzt in den vorhin aufgezählten vier Ortschaften so fest und sicher, daß von jeder weiteren Siedelung gar kein Gedanke, geschweige erst eine Rede sein konnte; allein Wünsche und Klagen gab es noch immer: Die Szadowaer wünschten sich mehr Grund und einen näher gelegenen Wald, aus dem sie ihr Brenn- und Nutzholz beziehen könnten. Daß diese Wünsche je in Erfüllung gehen könnten, war nicht die allergeringste Hoffnung vorhanden; also: Herz! sei ruhig!

Befohlen, kommandiert und geschimpft und gestraft wurde zwar allenthalben wieder allzuviel, auch allzuhart; allein auch dagegen war rein gar nichts zu tun, als zu schweigen, sich seinen Teil dabei zu denken oder zwischen den Zähnen durch einige Derbheiten zu murmeln, wie dies der „Fleckara Schmied", Waninger Thomas, getan haben soll, wenn ihn der „Koßky" anschrie und „herunterputzte".... Einmal soll er bei einem solchen Anfalle eine zeitlang zugehört, dann aber, als das Ding immer ärger und ärger wurde, — die Hosenträger ab- und die Hose aufgeknöpft und schnell davonlaufend gerufen haben: „I kånn's ötza nimma dahält'n!..'s Sch...n wiad ma nout."

Die Bergler klagten mit Recht über die „miserablen" Wege nach Szlatina, Goletz und Reschitza, die für Menschen, Vieh und Wagen geradezu halsbrecherisch waren. Alles, was diesfalls geschah, war die Herstellung eines Weges über den Kitschora unter der Herrschaft des Szlatinaer K.-K., des Hauptmanns Walitschek, wozu auch die Szlatinaer Gemeinde beigezogen wurde. Der erste Gußregen hatte auch diesen Weg allen anderen gleichgemacht. Dagegen führten nach den tschechischen Ansiedelungen in den Bosowitscher, Orschowaer und Bersaßkaer Kompagniebezirken stets feste Straßen, zu deren Erbauung alle umliegenden Grenzortschaften mithelfen mußten.

Daß der Wald auf den Ansiedelungsgründen von ihren Eignern ohne Entgelt niedergehauen und verbrannt werden konnte, eigentlich mußte, sah wohl jedermann ein, nicht so aber die Anordnung, derzufolge jeder Stamm Holzes, der zu Nutzholz verarbeitet, oder auch nur verkohlt ausgeführt wurde, erkauft werden mußte, selbst wenn er auf eigenem Grunde gestanden hatte, für welchen man doch die vorgeschriebenen Steuern pünktlich entrichtete. Selbst die Buchelmast für Schweine in den Waldungen auf den Gemeindehutweiden wurde zugunsten des Ärars verpachtet. — Alles Klagen und Witzeln hierüber war und blieb vergeblich. Von dem alten Grenzgrundgesetze, das den

Stammgrundbesitz der Grenzer nur als „Lehen“ bezeichnete, hatten ja unsere Ansiedler nie etwas gehört. Erst das neue Grundgesetz für die k. k. österr. Militärgrenze (1850) machte die Grenzer zu vollberechtigten Eigentümern dieses Grundes, die Hutweiden giengen in das Eigentum der Gemeinden über.

Schwerbedrückt waren unsere religiösen Altvorderen von dem Umstande, daß sie in ihren immer größer und stattlicher anwachsenden Dörfern weder Kirche noch Pfarrer hatten. Im Sommer wurde höchstens drei- bis viermal eine heil. Messe in der großen Gemeindestube gelesen, die auch als Betstube diente, im Winter aber konnte man den „Hochwürden“ nur sehen, wenn man die Kirche in Franzdorf, oder in Szlatina, oder in Karansebesch rechtzeitig besuchte. Trauungen, Kindstaufen u. A. wurden nur an diesen Pfarrorten vorgenommen, die Menschen starben, namentlich im Winter, — ohne Hilfe des Pfarrers, — die Toten begrub nur — der Lehrer — und die zahlreiche Jugend wuchs heran, ohne „geistlichen“ Religionsunterricht, ohne „geistliche“ Christenlehre und ohne strenge Bußpredigten. — Und doch waren sie Alle, Jung und Alt, echt fromm und gläubig, und gottesfürchtig, aber auch tugendhaft — ohne Kirche und Pfarrer in ihrer Mitte.

Unsere Ansiedler werden von den Grenzbehörden als „fromme Christen“ und als „lobenswürdige Anhänger der herrschenden Religion“ geschildert, welche „zu sehr“ an den „Kirchentagen hängen“, weshalb ihnen an den Sonn- und Feiertagen Messe gelesen werden sollte. An diesbezüglichen Anträgen ließen es diese Behörden auch nicht fehlen, einer davon war sogar an Se. Majestät gerichtet; allein weder das Ärar, noch der „Ungarische Religionsfond“ fanden das nötige Geld zur Errichtung eigener Pfarreien in den Ansiedelungen. Für die tschechische Ansiedelung Weizenried allein hatte der Hofkriegsrat schon 1829 eine eigene Pfarre auf ärarische Kosten einrichten lassen. Auch das csanader bischöfliche Konsistorium stellte Anträge zur Errichtung von vier katholischen Pfarreien, u. z. in Schnellersruh, Eibenthal, Weidenthal und Wolfswiese; aber Geld hierzu fand auch dieses nicht.

Die geistige Not unserer Ansiedler blieb daher noch lange dieselbe, und diese blieben nach wie vor auf den guten (?) Willen ihrer Pfarrherren angewiesen. Über diesen guten Willen mag hier Einiges Platz finden.

Der Franzdorfer Pfarrer, Josef Zagrony, sagt in einem Berichte an das „Wohllöbliche“ R.-K.: „Nachdeme ich einen sehr schweren Weg überhaupt zu Winterszeiten (nach Wolfsberg) zu machen habe, so kann ich nicht das Wohllöbliche Regiment versichern über die Möglichkeit, die dorten erforderliche geistliche Hilfe wann immer richtig leisten zu vermögen, weil der Winterfrost, zu Zeiten Schneelawinen, dergleichen Wasser-

ströme mich öfter verhindern können, meine Pflicht und Schuldigkeit zu thun." Weiter beklagt dieser Herr, daß in Franzdorf kein Reitpferd zu haben sei, er also ein solches selbst anschaffen und mit demselben zugleich einen Knecht erhalten müsse; daß er ferner nicht ohne Begleitung den Weg nach Wolfsberg machen, das Pferd dabei „geschwind die Brustlähmung verursachen" könne, und daß er den Weg im Winter auch zufuß machen müßte, in diesem „Falle aber muß ich auch für meine eigene Brust, wie für sonstige zufällige Gesundheits-Unkosten und Vorfälle gutstehen."

Weiter heißt es: „Es sind hier annoch andere accidentale Unkosten zu bestreiten wegen der Übernachtung zur Zeit der Not, item wegen Ermangelung eines Schulhauses und des gehörigen Schullehrers, weswegen alles köstlicher und mühsamer kömmt", u. s. w. f.

Der röm.-katholische Pfarr-Administrator in Neu-Moldowa verlangt zur Reise nach Weizenried einen vierspännigen Wagen, dann die Beistellung zweier Reitpferde, „damit allezeit auch der Meßner mitkommen kann". — Nur wenn die aufgezählten Hindernisse alle aus dem Wege geräumt sind, „dann stehe ich der notleidenden Christenheit zu Diensten".

Der Pfarr-Verweser in Szlatina, Josef Novak, erklärt sich bereit, Weidenthal als Filiale nur darum zu übernehmen, „um nicht einer Trägheit, Nachläßigkeit oder Ungefälligkeit beschuldigt werden zu können", versteht sich aber zu „keinerlei Verpflichtungen" hinsichtlich der für die Filiale nötigen „geistlichen Funktionen, deren Ausübung im Winter ganz unmöglich wird".

Der damalige Stabspfarrer und Dechant in Karansebesch gab bezüglich der Übernahme von Lindenfeld und Wolfswiese als Filialen trotz wiederholter Aufforderung des K.-K. gar keine Erklärung ab, während der Pfarr-Administrator zu Orschowa, Eibenthal „nur einstweilen" zu übernehmen erklärt und sich gegen die „Affilierung" dieser Ortschaft mit seiner Pfarre sehr entschieden ausspricht.

Eine lobenswerte Ausnahme von den bisher erwähnten Erklärungen der weltlichen röm.-kath. Seelsorger macht jene des Minoriten-Ordenspriesters „Aloysius Hermenegildus Dults (Dultsch)", welcher die Pfarre in Bosowitsch administrierte. Eingangs heißt es: „Um einem löblichen Ärarium keine größeren Auslagen zu verursachen, so erkläre ich im Kurzen, daß ich Schnellersruhe", (8—10 Stunden von Bosowitsch entfernt) „mit größter Demuth von der höheren Stelle als eine Filiale annehmen werde"... Ebenso bereitwillig ist er, Dolnja-Lupkewa, Koruja, Szikewitza und Lapuschnitschel, so wie bisher auch in der Zukunft alle 14 Tage mit „geistlichen Funktionen" zu versehen, ohne Vergütung der Reiseauslagen, „aus wahrer Liebe gegen Gott und meinen Nächsten". Georg Scherbauer, der als Schulgehilfe

mit Pater Dultsch gleichzeitig in Bosowitsch diente, gab diesem das Zeugnis, daß er (Dultsch) auch getreulich gehalten, was er versprochen.

Für die Ausübung der Seelsorge in den Ansiedler-Filialen erhielten die betreffenden Geistlichen je 100 fl. K.-M. jährlich als Remuneration und Vergütung der Vorspannsgelder.

7. Die Ansiedelungsschulden

verursachten unseren Ansiedlern die allergrößten Sorgen und Unannehmlichkeiten. Nach der Rückkehr aus der banater Ebene lebten alle der festen Überzeugung, die Ansiedelungsschulden seien ihnen geschenkt, ja es hatte sich damals auch das Gerücht verbreitet, das Regiment habe den Leuten bei ihrer Wiederaufnahme in den Militärgrenzverband die Zusicherung gegeben, daß sie jetzt schuldenfrei seien gleich jenen Ansiedlern, die im Provinziale zurückgeblieben sind.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf sie daher die Aufforderung vonseiten der Behörden, die Ansiedelungsschuld in kleinen monatlichen Beträgen zurückzuzahlen.

Die Vertrauensmänner, welche Oberstleutnant Roth am 15. Jänner 1834 eine Erklärung unterschreiben ließ, worin sie auf jede weitere Unterstützung vonseiten des Ärars verzichtet hatten (Seite 52), wurden allgemein beschuldigt, sie hätten damals auch im Namen der vier Ansiedelungsgemeinden das Versprechen abgegeben, die Ansiedelungsschulden wieder übernehmen und seinerzeit zahlen zu wollen.

Höchst seltsam nimmt sich diese Einforderung der Ansiedelungsschulden aus gegenüber der hofkriegsrätlichen Anordnung vom 14. September 1833 (Seite 47), worin die Erwartung ausgesprochen wird, die unterstehenden Behörden werden sich wegen Abschreibung dieser Schulden an diese hohe Stelle verwenden, indem den Absiedlern die „fernere Abtragung der fürgeschriebenen Ansiedlungsschuld nicht wohl aufgebürdet werden" kann.

In den Augen der neuen Ansiedler nahm sich diese Eintreibung der Ansiedelungsschulden wie eine schwere Strafe wegen ihrer Rückkehr in die Militärgrenze aus; denn sie folgerten: Wären wir nicht zurückgekommen, hätten wir auch keine Schulden mehr übernehmen müssen und wären für allezeit davon befreit geblieben, wie jene anderen Absiedler, welche jetzt noch in der banater Ebene festsitzen. Und dann: Hatte man uns doch bei der Absiedelung diese Schulden geschenkt! . . Und das Sprüchwort: „G'schenkt, g'schenkt! Nimma geb'n! . . G'funa, g'funa! Wieda geb'n!" . . . muß ja doch in der ganzen Welt Geltung haben — aber nur „mit Ausnahme der Militärgrenze."

Diese gesperrt gedruckten Worte bildeten das stetige Anhängsel aller im damaligen einigen Österreich erlassenen Gesetze und Verord-



Gemeindehaus in Wolfsberg. Seite 76. Links, Bauernhaus.



Gezimmertes Bauernhaus in Weidenthal. Seite 59 u. 60.

nungen und galten auch für das angeführte deutsche Sprüchwort; und so mußten die Leute der gesunden Logik zum Trotz . . . zahlen und zahlen. Nur geschwiegen hatten sie dazu nicht, und das brachte Unheil.

Bei den Grenz-Kompagnien kamen alljährlich viele „Visitationen" . . . „Inspizierungen" . . . „Revisionen" und „Superrevisionen" vor, und jede dieser gewichtigen Amtshandlungen wurde im „Befehls-protokolle" allen Gemeinden bekannt gemacht; zum Schlusse hieß es stets: „Wer eine Bitte oder Beschwerde vorzubringen hat, der hat sich" (tagsvorher) „bei der Kompagnie zu melden."

Unsere gequälten Schuldner ließen diese „schönen" Gelegenheiten selten unbenützt vorübergehen. Gewählte Vertrauensmänner begaben sich zur Kompagnie und klagten da ihre Not mit den Ansiedelungs-schulden allen ihren Vorgesetzten, vom Kompagnieschreiber angefangen bis zum Landeskommandierenden hinauf. Dabei gab's böse und auch gute und schöne Worte, aber stets mit dem gleichen Erfolge: „zahlen!"

Es dürfte Mitte der Dreißigerjahre gewesen sein, als Klement Graßl, Johann Irlweck und Michl Krall von der Weidenthaler Gemeinde nach Szlatina entsendet wurden, um dort den angesagten Kommandierenden, Grafen Auersperg, um Nachsicht der Ansiedelungs-schulden zu bitten, und diesmal war der Erfolg ein recht ausgiebiger: Die drei Bittsteller wurden auf 48 Stunden in den Kompagniearrest getan und dort abwechselnd kurz und lang in Eisen geschlossen. Den „Kommandierenden" bekamen sie gar nicht zu sehen . . . Mit angeschwollenen Händen und Füßen traten sie den Heimweg an, nachdem sie den Kompagnie-Herren noch für die „gnädige Straf" gedankt hatten.

„Mit den mündlichen Bitten war es also nicht mehr recht geheuer, weshalb ein anderer Weg betreten werden mußte, aber welcher? . . .

Mia zähln ma koan Kreuza nimma!" . . Das ist das beste, weil auch radikalste Mittel. Es wurde von den Weidenthalern allenthalben gut geheißen, kam es aber zum Zahlen, dann gebrach es immer wieder an Mut, dieses Mittel auch anzuwenden. Endlich wurde die Losung ausgegeben: „Wöa dösmál zählt, döa is' a Lebsteig'n und koa Mánn!" Und richtig! In Weidenthal zahlte bei der nächsten „Einkassierung" außer dem St.-K., Johann Krapfl, kein einziger Hausvater . . . Aber: O wehe! . . Schon am nächsten Tage wurden alle nach Szlatina geschickt, wo sie am linken Temeschufer Weidenstäbchen als Uferschutz einsetzen und über Nacht im Arreste brummen mußten . . .

Mit diesem Mittel war es also wieder nichts! es war ja noch viel schlimmer als gar nichts.

Was nun anfangen! . . Gehen wir jetzt anstatt zum „Schmiedl" . . . sogleich zum „Schmied": Eine Bittschrift an unsern Kaiser, das allein kann und wird uns retten! . . . Wer kann und soll uns aber

diese Bittschrift aufsetzen? . . Die Herren begreifen ja unsere Not nicht, und dann kann man ihnen auch nicht recht trauen.

Es war anfangs der Vierzigerjahre, als der damalige Gemeindelehrer, Karl Ruedl, mit dem Anerbieten an die Weidenthaler Gemeinde herantrat, das Bittgesuch an „unsern guten Kaiser" aufzusetzen und fix und fertig herzustellen, wenn jedes Haus einen kleinen Geldbetrag nebst einigen „Viktualien" an ihn leisten wollte. Der Pakt wurde geschlossen und das Majestätsgesuch nach mehrmaliger Umarbeitung, die auf den Wunsch einiger Kritiker vorgenommen werden mußte, endlich fertiggestellt *) und der Kompagnie übergeben. Das Schriftstück wimmelt von Klagen und Lamentationen, ebenso auch von sprachlichen und Rechtschreibfehlern, trieft förmlich von ganz und gar naiven Loyalitätsversicherungen und endet: „Wir verbleiben Euere Majestät Allerunterthänigste und Gehorsamste Diener bis in den Tod."

Der Verwaltungsoffizier erklärte das Gesuch für „ungeeignet zur Vorlage an die hohen und höchsten Stellen" und riet den Überbringern desselben, vom Lehrer Georg Stauber in Szadowa ein anderes, besseres verfassen zu lassen. Das geschah auch, aber wieder ohne Erfolg. Das gleiche Schicksal hatte ein vom Lehrer Adam Krapfl (1852) verfaßtes Majestätsgesuch.

Die Angelegenheit schien nun gänzlich zu ruhen und unsere Ansiedler zahlten mit Schmerz und Groll im Innern, bis endlich ein Szadowaer die Erlösung von dieser drückenden Schuldenlast mit Erfolg einleitete. Georg Scherbauer, damals (1864) Oberlehrer, später Schulinspektor in Karansebesch, wendete sich in Angelegenheiten der Ansiedelungsschulden an den menschenfreundlichen Obersten und Regiments-Kommandanten Weimann und überreichte diesem an der Spitze einiger Abgesandten aus den vier deutschböhmischen Ansiedelungen ein Majestätsgesuch. Der Oberst befürwortete es bestens und unser „lieber guter Kaiser", **Franz Josef I.**, setzte sich in den Herzen der deutschböhmischen Grenzansiedler ein unauslöschliches Denkmal der Dankbarkeit durch den Gnadenakt, mittels welchem die Ansiedelungsschulden nachgesehen worden sind (1864).

*) Dieses Gesuch befindet sich in den Händen des Verfassers und kann bei diesem auch eingesehen werden.

III. Abschnitt.

(1845—1872.)

1. Nach Ablauf der Freijahre.

Außer den Gemeindearbeiten, dem Ortswachdienste und den Botengängen in Dienstesangelegenheiten hatten unsere Ansiedler bislange keine anderweitigen Grenzdienste zu leisten gehabt. Nun aber waren die zugesicherten Freijahre zu Ende, und jetzt galt es den ersten Biß in einen recht bittersaueren Apfel.

Im Jahre 1845 wurden die ersten deutschböhmischen Burschen zur Assentierung befohlen. Der Tag ihres Einrückens war allenthalben ein Tag großen Schmerzes und tiefer Trauer. Einige suchten Trost im Wirtshause. Der Auszug aus dem Heimatsdorfe glich einem großen Leichenzuge: des Klagens, Weinens und des „Opsöit'ns" war kein Ende . . . Heute wird das mit viel mehr Gleichmut hingenommen. Die Menschen gewöhnen sich an Vieles, wenn schon nicht an Alles.

Auf den Rat des Verwalters Koßky hatten sich diese jungen Männer als ärarische Maurer und Zimmerleute aufnehmen lassen, und entgingen so dem Soldatenleben bis zum Jahre 1848, in welchem aber auch siebzehnjährige Jünglinge in die Bataillone des Regiments eingereiht wurden und da Entbehrungen und mannigfache Kämpfe mitmachten; auch Tote gab es mehrere.

Diese von Jahr zu Jahr stetig steigende Blutsteuer wurde dann in der Folgezeit alljährlich fleißig eingehoben. Mehrere von unseren deutschen Jünglingen ließen sich für die Regiments-Musikkapelle freiwillig anwerben und wurden tüchtige Musikanten.

Von ihren Vorgesetzten waren die deutschen Grenzsoldaten in der Regel wohlgelitten, aber mit den rumänischen Kameraden hatten sie einen schweren Stand, besonders zur Zeit eines „Ausmarsches".

Die meisten der deutschen Grenzsoldaten wurden zu Unteroffizieren befördert und seit der Auflösung der banater Militärgrenze (1872)

werden unsere deutschböhmischen Rekruten schier ausnahmslos in die Artillerie-Regimenter eingereiht, weil sie eine gewisse Intelligenz und viel geistige und körperliche Gewandtheit mitbringen. In den Kriegen seit 1848 haben sie sich stets brav gehalten, aber auch schwere Opfer gebracht.

Der Militärdienst in der Grenze war ein sehr schwerer und drückender: Der Grenzsoldat mußte von seiner „Hauskommunion“ gänzlich erhalten werden; nur die Parade-Uniform und die Waffen erhielt er unentgeltlich. War er nicht im Dienste, so hatte er mit dem Putzen der Waffen und des schwarzen Riemenzeuges tagelang zu tun, und kaum war er damit fertig, hieß es wieder einrücken in der vorgeschriebenen Hausmontur, auf so und so viele Tage ausreichend mit Lebensmitteln versehen. Oft hatten alle Hausbewohner vollauf zu tun, um „ihren Soldaten“ rechtzeitig auf den Weg zur Kompagnie zu bringen. Die Lebensmittel mußten von einem anderen hierzu kommandierten Grenzbauern nachgetragen, oder auch mittels Vorspann nachgefahren werden, was oft tagelang dauerte, namentlich, wenn es auf den schon längst überflüssigen Grenzkordon ging. — Gott sei Dank! . . auch das ist schon seit Jahren vorüber.

Zu den schweren Militärlasten kamen jetzt noch die „Ärarialarbeiten“, welche im Aufnahms-Zertifikate mit 12 Handtagen per Kopf und 3 Zugtagen per Stück Zugvieh angegeben wurden; allein kein Teufel achtete auf diese festgesetzte Zahl der Arbeitstage. Es hieß einfach, diese oder jene Wegstrecke ist herzustellen, die Gemeinde N. N. hat so und so viele Klafter Scheiterbrennholz zu schlagen, das geschlagene Brennholz zu verführen u. a.; wie viele Tage dazu gebraucht wurden, das kam gar nicht in Betracht.

Von der Vorspannsleistung für reisende Offiziere und Beamte blieben die Ansiedler verschont, weil sie keine Pferdegespanne besaßen.

Aus jedem Ansiedelungsorte wurden auch einige junge Bursche zu ärarischen Maurern und andere zu solchen Zimmerleuten ausgebildet, die dann bei den im Regimentsbezirke nötigen Neubauten und Ausbesserungen verwendet und entlohnt wurden.

2. Die Revolutionsjahre 1848 und 1849.

Von den Ereignissen dieser schweren Zeit hatten unsere Ansiedler, ausgenommen deren Soldaten, nur wenig gesehen, noch weniger zu leiden gehabt, aber so manchen Schrecken ertragen müssen. 1848, den Sommer über, befürchteten die Bergler, namentlich die Wolfsberger und Weidenthaler, einen Überfall der „Serwianer“ vom Szemenik her. Alle wertvolleren Dinge wurden in Truhen gepackt und diese in Scheunen, Schupfen und an anderen Orten vergraben; die alten Männer und

die Weiber wurden angewiesen, zur Zeit der herannahenden Gefahr den bereitstehenden Leiterwagen mit den nötigen Habseligkeiten und Lebensmitteln zu beladen, zu bespannen, und mit Weibern, Kindern und dem Viehstand im nahen Walde ein sicheres Versteck zu suchen. In gemeinsamer Beratung wurde beschlossen, sofort Sturm zu läuten, zu schießen und die „Alarmstange" anzubrennen, sobald die „Serbianer" in Sicht sind, und alle wehrfähigen Männer der beiden genannten Ortschaften haben sich eiligst den Feinden bewaffnet entgegenzustellen.

Eines Tages, es war der 15. August 1848, wurde in Wolfsberg Sturm geläutet, geschossen und die „Alarmstange" brannte lichterloh ... „Die Serwiana! die Serwiana san am Wolfsbear!"... schrieen die Weidenthaler, und der Stations-Kommandant, Johann Irlweck, eilte mit seiner Heldenschar, die mit Spießen, Gabeln, Sensen und mit nur einigen Jagdflinten bewaffnet war, im Sturmschritt gen Wolfsberg, und hochzuroß, mit gezücktem Korporalsäbel eiferte er die Männer zum Kampfe gegen das „Raubg'sindl" an ...

Aber da schau nur ein Mensch an! ... Mit ohrenzerreißendem Getöse treiben die Wolfsberger, Männer, Weiber und Kinder, anstatt der „Serwianer" eine große Wolke ... Heuschrecken vor sich her, und unsere Weidenthaler? .. sie helfen eifrigst mit, die gefräßigen Gäste über alle Berge zu jagen.

Im darauffolgenden September hatten die Weidenthaler an der Provinzialgrenze gegen Franzdorf einen Kordon aufzustellen, um den Fremden den Durchgang zu verwehren. Diese Maßregel galt dem „ungarischgesinnten" Pfarrer, Johannes Glas, von Szlatina, wovon aber der Kordons-Kommandant, Georg Kral, keine Ahnung hatte, und gleich am ersten Tage den Pfarrer anstandslos nach Franzdorf durchließ. Schon am dritten Tage ward dieser Kordon wieder eingezogen.

Knapp vor Weihnacht 1848 sammelte der Verwaltungs-Oberleutnant, Martinofsky, einen Haufen „Landsturmmänner", denen sich alle wehrfähigen Männer von Szadowa, Weidenthal und Wolfsberg anschließen mußten und zog mit ihnen nach dem ungarischgesinnten Reschitza. Diesem undisziplinierten Haufen schlossen sich die Rumänen aus der Umgebung von Reschitza an und vermehrten so die in dieser Truppe herrschende Unordnung. Gegen die, wenn auch nur kleine Schar der kampflustigen Nationalgardisten, welche Reschitza verteidigte, war mit diesen Leuten nichts auszurichten; als aber eine Kompagnie Grenzer mit ihrem Hauptmann an der Spitze gegen das Städtchen vordrang, hielt sich der Landsturm dicht hinter ihr, und als die Nationalgardisten zum Weichen gebracht waren, stürmten die rumänischen Bauern durch alle Gassen und plünderten da Tag und Nacht hindurch (24. Dezember). Einrichtungsstücke, Kleider, Bücher, einzelne Bestandteile von Maschinen und gußeisernen Öfen u. A. wurden über alle Berge geschleppt.

Unseren deutschböhmischen „Pupilacen“ war dieser Vorgang ein wahrer Gräuel; sie waren froh, daß sie noch am heil. Abend ihr Heim unversehrt erreichen und hier das Weihnachtsfest mit den Ihrigen feiern konnten. Einzelne von den geplünderten Gegenständen, welche unsere Deutschen von den Rumänen unvorsichtigerweise angekauft hatten, gaben den Reschitzaern Anlaß zu erbitterten, aber unverdienten Vorwürfen.

In dem Wirrwarr der Nationalitätenkämpfe blieben unsere Ansiedler vollkommen neutral und „gut kaiserlich“, obgleich ihre zur Deputiertenwahl für den ungarischen Landtag in Debrezin nach Karansebesch entsendeten Wahlmänner am 12. August 1849 für den Dechant und Stadtpfarrer, Dr. Body, den Erzungarn, stimmten. Im Übrigen wurden sie von den damaligen Nöten und Drangsalierungen äußerst wenig berührt. Während der kurzen Besitzergreifung des Regimentsbezirkes durch die Ungarn wurde von Dr. Body und dem Lehrer, Johann Blöser, im Vereine mit den zurückgebliebenen Verwaltungs-Chargen die frühere Ordnung allenthalben aufrechterhalten, und Honveds bekamen die Leute nur zu sehen, wenn sie nach Karansebesch oder nach Reschitza zumarkte gingen. Die „schönen Freiheiten“, welche ihnen schriftlich und mündlich verheißen wurden, gefielen ihnen ganz ausnehmend wohl; allein sie konnten den rechten Glauben daran nicht finden. Die Kossuthnoten wurden zwar angenommen, aber die „Kaiserlichen“ waren ihnen doch lieber.

3. Das neue Grenz-Grundgesetz von 1850.

Der zweite Abschnitt dieses Gesetzes ist von besonderer Wichtigkeit. Der 10. § darin lautet: „Die sämmtlichen Militärgrenz-Provinzen behalten ihre bisherige Bestimmung zu dem innern und äußeren Waffendienste unverändert bei. Die Grenzer sind dieser Bestimmung gemäß verpflichtet, Seiner Majestät, dem Kaiser und Könige, im Frieden und im Kriege, in und außer dem Lande nach Vorschrift der allerhöchsten Anordnungen alle Militärdienste zu leisten und zur Erhaltung der inneren Grenzanstalten beizutragen. Dafür erhalten die Grenzkommunionen alle ihre rechtmäßigen Besitzungen für sich und ihre Nachkommen als wahres beständiges Eigentum.“

Das Lehensverhältnis der Grenzbewohner war nun aufgehoben und damit auch jede ärarische Robotleistung. Der Grundbesitz der Grenzer blieb in „Stammgut“ und in „Überland“ geteilt, wovon jenes nach wie vor unveräußerlich war.

Auch die von den Grenzgemeinden bislange benützten Hutweiden gingen in ihr Eigentum über; die Grenzwaldungen dagegen wurden als Staatsgut erklärt.

Im § 29 werden die bisher bestandenen Beschränkungen der Grenzer in Erlernung von Gewerbe und Handel, von Künsten und Wissenschaften aufgehoben.

Die Teilung einer Grenzkommunion konnte gestattet werden, wenn jeder Teil nebst dem Wohnhause mindestens sechs Joch Grundansässigkeit als Stammgut nachweisen konnte.

Die Verpflegung der Kordonsmannschaft durch die Grenzkommunionen hatte jetzt aufgehört, aber nur auf dem Papiere, weil auf den Kordonsposten selbst für Geld keine Lebensmittel zu beschaffen waren, und die Grenzsoldaten ihre Löhnung in der Regel als Taschengeld für sich behielten.

Sogar die konstitutionelle Vertretung in den Landtagen wurde den Grenzern zugesagt, diese Zusage aber niemals erfüllt.

Die Gesetzgebung hatte also in der Militärgrenze wirklich einen Fortschritt gemacht, aber in den Wirtschaften der Grenzer war davon wenig oder gar nichts zu merken. Von den Erleichterungen bei Teilung einer Hauskommunion machten unsere Ansiedler trotz der noch immer bestehenden Schwierigkeiten den ausgiebigsten Gebrauch, was um diese Zeit um so vorteilhafter war, als der durch diese Teilung zerstückelte Grundbesitz durch Zuschreibung vakanter Grundstücke in den Gebirgsdörfern ergänzt werden konnte. Die Rumänen waren der Teilung ihres Grundbesitzes abhold.

Den unentgeltlichen Bezug des nötigen Bauholzes ausgenommen, verstanden es die Ansiedler nicht, auch ihre anderweitigen Rechte an den ärarischen Waldungen, wie z. B. freie Weide und Mastung für ihr Vieh, auszunützen, ja, sie ließen sich die Haltung der Ziegen verbieten, obgleich diese niemals einen ärarischen Wald betraten.

Von den Zugeständnissen im § 29 hatte von unseren Ansiedlern nur der Verfasser Gebrauch gemacht, und auch das hatte das G.-K. zu vereiteln gesucht.

4. Fortschritte im Feldbau.

In den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts hatten schon mehrere Ansiedlerfamilien im Gebirge ihren Stammgrundbesitz im Ausmaße von 12 Jochen vom Walde gänzlich gereinigt und urbar gemacht. Diese Familien machten sich nun an die bislange schier unbeachtet gebliebenen „vakanten" Grundstücke, nahmen auf ihnen Verbesserungen und Waldrodungen vor, wodurch sie ein gewisses Recht auf diese Grundstücke erwarben, und endlich ließen sie sich dieselben gegen die Entrichtung der Steuern zumessen und zuschreiben. Auf diese Art gelangten einzelne Familien zu einem Grundbesitz von 30 und mehr Jochen.

In den Sechzigerjahren war der „böse“ Urwald endlich auf allen Gründen und auf den Hutweiden verschwunden. Damit hatten unsere deutschböhmischen Ansiedler ein Stück Kulturarbeit verrichtet, die in ganz Ungarn ihresgleichen sucht, und auf welche sie, ihre Kinder und Kindeskinder, mit Stolz niederblicken können.

Der Feldbau nahm zu und lohnte mehr und mehr die schwere Arbeit. Die Hauptfrucht im Gebirge waren die Kartoffeln, (hier Erdäpfel genannt). Diese gediehen besonders in den Neubrüchen vortrefflich, so daß Ernten von 500 bis 1000 Metzen per Familie gar keine Seltenheit mehr waren, und die „böhmischen Erdäpfel“ in ganz Banat bekannt und beliebt wurden. Aber schon in den Vierzigerjahren zeigte sich hin und wieder eine Erdäpfelkrankheit im Schwarzwerden der Knollen. Nasse Sommer und frischgedüngter schwerer Boden leisteten dem Übel ganz besonders Vorschub, und da dasselbe von Jahr zu Jahr schlimmer wurde und nicht bloß die Ernten, sondern auch den Bestand dieser beliebten Frucht bedrohte, da wurde auf Abhilfe gedacht und durch Samenwechsel auch herbeigeführt; aber von den verschiedenen neuen Fruchtgattungen reicht auch nicht eine an die Güte und an den Wohlgeschmack des früheren „böhmischen Erdapfels“ hinan.

Ferner wurden gebaut: Roggen, etwas Gerste, Hafer, Kraut, Rüben, Flachs, hier und da Haidekorn und Erbsen. Die Körnerfrüchte vermochten den Hausbedarf noch immer nicht völlig zu decken; erst, als im Jahre 1871 auf den Rat des Oberlehrers Scherbauer und des Verfassers Johannisroggen gebaut wurde, ernteten die meisten Gebirgsansiedler auch die nötige Brotfrucht. Um die Degeneration auch dieser Brotfrucht zu verhindern, muß innerhalb 10 bis 15 Jahren stets neuer Same bezogen werden. — Kraut und Rüben gediehen so vortrefflich, daß davon ziemliche Quantitäten auch zu Markte gebracht werden konnten.

Den größten Nutzen warf der Flachsbau ab. Es gab Häuser, die im Spätherbst 30, auch 40 Schillinge gebrechelten Flachses am Hausboden liegen hatten. Im Winter mußte dann Jung und Alt das Spinnrad drehen, und der Hausvater ward oft zur Anbauzeit mit dem Weben dieses Gespinnstes noch nicht fertig. Um diese Jahre hatte fast jedes Ansiedlerhaus im Gebirge seinen Webstuhl.

Im Feldbau hielt man sich an die Dreifelderwirtschaft mit den Fruchtfolgen: Hackfrüchte, Roggen oder Gerste, Hafer und wieder Hackfrucht auf gedüngtem Boden. Wo die Düngung jedes dritte Jahr nicht erfolgen konnte, gab es schwache und immer schwächere Ernten. Brache ließen nur Wenige, und auch diese kamen sehr bald davon ab.

Steirerklee wurde auf den Hausplätzen als Grünfutter gebaut; er hielt sich aber nur drei Jahre, und auch im dritten Jahre nur mehr schwach.

Sumpfige Wiesen wurden mit Gräben durchquert, magere Berghänge wo möglich bewässert oder auch gedüngt, wenn die Felder nicht allen Dünger verschlungen hatten.

Die Szadowaer im Temeschtal bauten fleißig Weizen, Roggen, Hafer, Mais, etwas Erdäpfel und Flachs, dann Kraut, Rüben und einige Wenige auch Tabakpflanzen im Hausgarten. Die Ernten deckten hier gerade den Bedarf des Hauses, zum Verkaufe blieb selten etwas Weniges übrig. Hier gediehen aber auch Kirschen, Pflaumen, Zwetschen, Äpfel und Birnen so, daß Szadowa noch immer als der glücklichste Ansiedelungsort galt. Einige Bergler kauften sich auch in Szadowa an, und selbst heute noch wäre dieser Ort das Ziel so mancher Gebirgsbewohner, wenn dort nur der Grund nicht gar so rar wäre. Der einzige Drechslermeister Rausch vertauschte Szadowa gegen Weidenthal, aber nur um des Holzes willen.

5. Die Viehzucht

wurde allenthalben mit Sorgfalt betrieben, aber mit nur geringem Erfolge. Die Ursachen dessen waren: 1. Der kleine, unansehnliche rumänische Rindviehschlag, 2. die übergroße Zahl der Tiere, welche in der Regel Futtermangel zur Folge hatte und 3. die unwirtschaftliche Gepflogenheit, die Zuchtkälber blos vier Wochen an den Müttern saugen zu lassen, sie dann plötzlich abzuspännen und verkümmern zu lassen, bis sie endlich das Saufen leerer Süppchen und Heufressen erlernt hatten. Die mangelhaft heranwachsenden Kalbinnen wurden schon im zweiten Lebensjahre mit gedörrtem und gesalzenem Hafer gefüttert, damit sie ehemöglichst den Stier annehmen und so schon vor Vollendung des dritten Lebensjahres Kühe werden, während man die Junzen schon im driten Lebensjahre in's Joch spannte.

Von den vier Zugochsen, die jeder Bergler im Stalle hatte, wurden den Winter hindurch mindestens deren zwei gemästet, das beste Heu, Erdäpfel, Rüben und Haferschrott an sie verfüttert, während die anderen Viehstücke bei knappem Futter oft ganz herabkamen. Die Mastochsen trachtete man ehemöglichst (schon um Neujahr herum) an den Fleischhauer zu bringen, und um Heu zu sparen, wurde erst im Frühjahre ein mageres, meist elendes Ochsenpaar für teueres Geld angekauft, das beim Pflügen schwer fortkam, und dem man wieder das beste Futter zustecken und die allersorgfältigste Pflege angedeihen lassen mußte, um es wieder auf die Beine zu kriegen.

Bei alldem war der Viehstand in den Ansiedelungen doch noch der schönste und vorzüglichste weit und breit. Die von den Ansiedlern gezüchteten Ochsen wurden allenthalben gerne gekauft und eingetauscht, besonders von den Franzdorfer Kohlenfuhrleuten, und wenn irgend ein

Offizier oder ein anderer „Herr" im Regimentsbezirke eine Milchkuh einstellen wollte, so mußte es unbedingt eine „böhmische" sein.

Der gute Ruf unserer deutschen Ansiedler in der Viehhaltung drang bis nach Wien in's Kriegsministerium, wo der leutselige und gebildete Oberst, später Generalmajor, Edler von Schrodt, an der Spitze der „Grenz-Sektion" segensreich tätig war. Dieser Mann ließ für jede der deutschen Ansiedelungen zwei Schweizerkühe und einen Schweizerstier für Rechnung des Grenzärars ankaufen und diese unter die besten Viehzüchter im Orte unentgeltlich verteilen. Der schöne, rotscheckige Rindviehschlag gefiel ganz außerordentlich, eiferte unsere Ansiedler zu noch größerer Sorgfalt in der Rindviehzucht an und schon nach wenigen Jahren besaßen sie alle nur mehr Rotschecken, die sich von da aus in die ganze Umgebung bis Lugosch, Temeschwar, Mehadia und Orschowa verbreiten.

Aus der tschechischen Ansiedelung, „Schnellersruh", kam der Lehrer Mlezyva nach Weidenthal, um Schweizervieh für die dortige Gemeinde anzukaufen.

Die alten Fehler bei der Aufzucht der schönen Tiere wollen aber noch immer nicht recht weichen, und der Umstand, daß die größten und schönsten Mutterkühe nach auswärts verkauft werden, schädiget den Aufschwung dieses Wirtschaftszweiges recht bedeutend, und nicht weniger Nachteil entsteht aus dem Mangel an Sommerweide und aus jenem an Stallstreue. Strohstreue gewinnen die Leute nur sehr wenig, und der Bezug von Laubstreue, die in den umliegenden Waldungen mehr als genug vorhanden ist, wird um des „lieben Waldes" willen außerordentlich erschwert, oder zeitweise ganz unmöglich gemacht. Es gibt ja Leute, die dem Wald weit mehr Schonung und Pflege angedeihen lassen, als den Alles erhaltenden Staatsbürgern. In Platzfragen müssen diese jenem auch weichen.

Wirtsleute und Butterhändler hielten kleine, rumänische Wagenpferde, und die St.-K. ebensolche Reitpferde, die zeitweise auch zum Zuge verwendet wurden. Von einer eigenen Pferdezucht kann keine Rede sein, obwol Einzelne auch darin Versuche machten.

Die Haltung, Zucht und Pflege der Ziege nahm in Weidenthal in den Vierzigerjahren einen recht guten Aufschwung, weil die Erhaltungskosten derselben äußerst gering, dagegen die Erträgnisse an Milch, Käse, Fleisch, Unschlitt und an Fellen recht bedeutend waren. Man erbaute für die Ziegenherden auf entfernteren, hochgelegenen Grundstücken einen Salasch*) ganz nach rumänischer Sitte, und richtete hier eine Käserei im Kleinen ein, welche zugleich für einige Schweine

*) Salasch wird hierlands ein Häuschen oder auch nur eine Hütte mit nebenstehendem Viehstalle genannt, wenn diese Gebäude auf einem entlegenen Grundstücke errichtet sind.



Salasch (Vorwerk) auf größerem Grundbesitz. Seite 74 u. 75.



Bauernhaus in Weidenthal, neuester Art. Seite 75 u. 76.

die nahrhafte Molke lieferte. Diese kleine Wirtschaft, der entweder ein älterer Hausgenosse oder ein rumänischer Knecht vorstand, hatte auch noch das Gute, daß man dabei vorzüglichen Dünger gewann, der sonst vom Hause aus äußerst mühevoll hierher gebracht werden konnte. Gegen Ende der Fünfzigerjahre wurde die Ziegenhaltung im ganzen Regimentsbezirke verboten und daher mußten die vorhandenen nützlichen Tiere innerhalb einer festgesetzten Zeit alle geschlachtet werden. Das Grenzhaus des Verfassers besaß zu jener Zeit nahe an 100 Stück Ziegen.

Nach der Abschaffung der Ziegen hielt fast jedes Haus etliche Schafe, um den Wollbedarf desselben zu decken; allein die Gemeindeverwaltung verbot diese Schafhaltung, weil die vielen Schafe die Hutweiden für das Rindvieh unbrauchbar machten.

6. Fortschritt im Bauwesen.

In Szadowa gewann man bald die Einsicht, daß das Mauerwerk von ungebrannten Ziegeln der Feuchtigkeit und den Witterungseinflüßen nicht widerstehen konnte und daher nur von kurzer Dauer war. Und so entschloß man sich um das Jahr 1850, nicht nur die Wohnhäuser, sondern auch die Stallungen aus gemischtem Mauerwerk herzustellen. Ebenso hatten die Bergbewohner die Überzeugung gewonnen, daß weder ihre Holz- noch ihre Steinhäuser etwas taugten. Man grub in den Tälern nach lehmiger Erde, formte daraus Ziegel und brannte sie. Und siehe da! sie gelangen ganz gut trotz der steifen Behauptung unserer Alten: „Dö Erd'n dà taugt af koi Zöig'l!" — Und so entstanden hier nach und nach Häuser und Stallungen, deren Mauern aus gutgebrannten Ziegeln hergestellt waren.

Das Dachgerüste wurde nur mehr aus weichem Holze aufgestellt, so auch der Sturzboden, Türen, Fensterstöcke und Fußböden. Hier und da trifft man „freie" Dachgerüste mit Bund- und Leergespären und Wechseln. Für größere Spannweiten kommt der stehende Stuhl in Anwendung. Die Szadowaer decken mit weichen, die Bergler mit harten (Buchen-) Schindeln, und zwar in einfachen, aber auch in Doppelreihen. Buchenschindeldächer werden hin und wieder mit Karbolinenm angestrichen, ihre Dauer bleibt aber dessenungeachtet nur eine kurze.

Die Wohnhäuser sind gewöhnlich 15—16 m lang und 5—6 m tief; sie kehren teils ihre Längs-, meist aber ihre Schmalseiten der Gasse zu; ersteres ist in der Regel dort der Fall, wo der Baugrund stark abhängig ist. Hofseitig wird ein Gang (Gred) angefügt, der von Säulen gestützt ist. Die Gassen-Eingangstüre mündet in diesen Gang. Die Einteilung ist so getroffen, daß man durch die „Haustür" in die

Küche mit Sparherd und von da rechts und links in je ein Zimmer gelangt, von denen das gassenseitige, größere, das Wohnzimmer, das andere aber die „schöi Stub'n" ist. Die Zimmerhöhe beträgt 2·5 bis 3 m. Die gewölbten Keller befinden sich hofseitig unter dem Hause. Die wohlhabenderen Bauern, die Bauernkrämer, die Bauernwirte und die Müller bauen ihre Häuser doppelttief und erhalten so drei und mehrere Zimmer. Die Anregung zu dieser Bauart gab der Verfasser als Wanderlehrer für Volks- und Landwirtschaft etwa vor 33 Jahren.

Die Schennen stehen meist dem Einfahrtstore gegenüber, die Stallungen sind ihnen angereiht, oder sie stehen dem Wohnhause gegenüber. Sie messen meist 7·5—8 m im Quadrate. Die Eingangstür ist im Mauermittel angebracht und führt in einen Gang, an dessen Ende das „Mistloch" ausgespart ist, durch welches der Dünger hinausbefördert wird. Der Düngerhaufe findet auf diese Art seinen Platz stets außerhalb des Hofes und ist ordentlich geschichtet. Düngergruben gibt es leider! noch nicht; aber es wird schon viel darüber gesprochen, hoffentlich solange, bis sie endlich auch gebaut werden. — Die Viehstände liegen zu beiden Seiten des „Stallganges" und werden großenteils mit Steinen gepflastert. Die Höhe der Rindviehställe ist viel zu gering, sie beträgt selten mehr als 2 m; auch Dunstabzüge fehlen noch größtenteils.

Die Ställe für Schweine und Geflügel sind noch häufig in der an den Rindviehstall stoßenden Streuschupfe untergebracht. Den Winter über bringt man die Hühner hie und da in den Rinderstall, was man aber keinesfalls billigen darf.

Zu all diesen Gebäuden kommt noch ein Backofenschüpflein hinzu, das Einige in ein Stüblein umgewandelt haben, in welchen es beim Flachsbrecheln gar gemütlich ist. Einen ausgemauerten, 8—17 m tiefen Hausbrunnen mit Wellbaum und Kurbel hat man schier in jedem Hofe. Das aus Brettern gezimmerte „Nachthäusl" steht ordnungsgemäß zunächst des Düngerhaufens.

7. Gemeinde-, Schul- und Kirchenbauten.

Jeder Ansiedelungsort hat ein Gemeindehaus, durchwegs aus solidem Materiale hergestellt. Es enthält eine größere Versammlungsstube und ein Arbeitszimmer für den Richter und seine Gehilfen. In Weidenthal befindet sich darinnen auch die Wohnung des Gemeindenotärs, und das Matrikenamt, in Szadowa ist es an das Schulhaus angebaut. Die Gemeinde Szadowa besitzt ein Einkehrgasthaus und die in Wolfsberg ein eigenes Pfarrhaus. Im Hofe des Weidenthaler Gemeindehauses befindet sich ein Stall, in welchem die vier Gemeindestiere untergebracht sind.



Kirche in Weidenthal. Seite 77.

Die netten großen Schulhäuser in den vier deutschböhmischen Dörfern beherbergen je einen Lehrer und können in dem je einzigen Schulzimmer allen schulpflichtigen Kindern nicht mehr den nötigen Raum bieten. Dieser große Übelstand wird noch an anderer Stelle besprochen werden.

Das Kirchlein in Szadowa war Eigentum der früheren rumänischen Gemeinde, welche dasselbe auch von Neu-Szadowa aus bis zum Jahre 1845, in welchem es niederbrannte, zur Abhaltung ihres griech.-orthodoxen Gottesdienstes benützt hatte. Im genannten Jahre willigten die Rumänen in den Verkauf ihres bis auf die Mauern abgebrannten Gotteshauses und die deutsche, katholische Gemeinde Szadowa erwarb es für 60 fl. K.-M., die der Csanader (Temeschwarer) Bischof, Lonowitsch, spendete. Das Kirchlein wurde neu eingedacht, für den katholischen Gottesdienst sehr nett eingerichtet und 1854 feierlichst geweiht, u. z. durch den Dechant Dr. Littahorsky. Von da ab wird an Sonn- und Feiertagen vom Pfarrer in Szlatina eine Messe gelesen.

Weidenthal war von jeher als der Sitz eines kathol. Pfarramtes von allen Militärbehörden bezeichnet worden, während Wolfsberg als Filiale von Weidenthal galt. Das hohe Militärgrenz-Ärar bekannte sich auch als Patronatsherr für diese Weidenthaler Pfarre, indem der k. k. Hofkriegsrat schon in seinem Erlasse vom 19. Juni 1829 sich dahin ausspricht, daß eine Kongrua von jährlichen 2000 bis 2400 Gulden für die in den Ansiedlungen zu „creirenden" vier Pfarreien (worunter auch Weidenthal) ein zu bedeutender Aufwand sei, und daher möge diese Angelegenheit so lange ruhen, bis die Ansiedlungen sich besser „consolidirt" haben werden.

Der Patronatsherr hatte auch i. J. 1853 noch immer kein Geld zum Kirchenbaue in Weidenthal, und da die Wolfsberger schon 1854 ein hölzernes Kirchlein erbaut hatten, eiferten ihnen die Weidenthaler nach und errichteten ebenfalls ein etwas größeres, hölzernes Kirchlein. Das Pfarrhaus in Weidenthal wurde endlich doch auf Kosten des Ärars hergestellt und im Jahre 1855 zog der erste Weidenthaler Pfarrherr, Johann Brandis, in dasselbe ein.

Schon nach 25 Jahren wurden die beiden Kirchlein baufällig und sowohl in Wolfsberg als auch in Weidenthal erbauten sich diese Gemeinden aus eigenen Mitteln und einigen Spenden recht nette Kirchen aus solidem Materiale. Den Plan zum Baue der Weidenthaler Kirche lieferte das Militärbauamt in Karansebesch und es beaufsichtigte auch den Bau dieser Kirche, die wieder etwas größer und stattlicher wurde als jene in Wolfsberg. Hier führte die Gemeinde auch ein gemauertes Pfarrhaus auf. Der diesbezügliche Wetteifer in diesen zwei Gemeinden wird später klargestellt werden.

Die kleine Gemeinde Lindenfeld hat i. J. 1855 ein recht nettes Kirchlein aus gutem Materiale erbaut.

8. Hausindustrie.

Eigentliche Meister des Handwerkes gab es in allen vier deutsch-böhmischen Ansiedelungen nicht und es gibt deren auch heute noch nicht. Wagner, Schmiede, Tischler, Schneider, Schuster u. A. sind alle Bauern, gleich den anderen, und können die ihnen aufgetragenen Arbeiten nie recht bewältigen, weil sie durch die Besorgung ihrer Bauernwirtschaften davon abgezogen werden. Zur Zeit der Militärgrenze gab es allerdings sogenannte Schutzleute mit beschränktem Grundbesitz, die irgend eine Profession ausübten, aber das Meisterrecht erwarb nur selten Einer, und selbst dieser ging nach und nach in den Bauernstand über. Die genannten Handwerke werden zwar durch drei Jahre ordnungsmäßig erlernt und dann im Hause ausgeübt; auf die Wanderschaft macht sich aber keiner mehr. Zimmerleute, Maurer, selbst Tischler, Korbflechter, Binder u. A. bilden sich ohne Meister und Lehrlingsjahre von selbst heran und verwenden das Erlernte zum Geldverdienen.

Was sonst im Hause gebraucht wird, wie z. B.: Alltagskleider für die Männer, sämtliche Bekleidungsstücke für die Weiber und Kinder, Holzschuhe u. a., ferner: einfache Tische, Stühle, Schragen, Bettstätten, Kasten und Schränke, Leitern, alle Gattungen Holzstiele, Rechen, Holzschaufeln, Holzgabeln, Futter- und Tragkörbe, Wagendeichseln, Ochsenjoche, Radschuhe und dergleichen Dinge werden fast in jedem Hause angefertiget, diese Holzgegenstände auch zum Verkaufe oder zum Eintauschen von Mais, Obst, Branntwein u. drgl.

In vielen Häusern findet man Hobelbänke, die bis auf die Schraube vom Besitzer selbst angefertigt wurden.

Die Erzeugung von Schusterspänen breitet sich namentlich in Weidenthal immer mehr und mehr aus und bildet einen eigenen Industriezweig, so auch die Verfertigung von Schiebtruhen, Waschmaschinen, Bürstenhölzern und Schwingkörben. Die unvermeidlichen Ziegelschläger und Ziegelbrenner sind Zigeuner aus den umliegenden rumänischen Dörfern.

Die Bewohner von Szadowa geben für die Eisler'sche Holzdrechselei Holzschläger, Fuhrleute und geschickte Fabriksarbeiter ab, während mehrere Weidenthaler und sehr viele Wolfsberger für die Reschitzaer Eisenwerke der österr.-ungar. Staatsbahngesellschaft Holzschläger, Kohlenbrenner und Kohlenfuhrleute abgeben. Lindenfeld beteiliget sich hauptsächlich an der Kohlenerzeugung. Kurz: Unsere deutschböhmischen Ansiedler im Banat greifen überall fleißig und geschickt zu, wo es durch Arbeit etwas zu verdienen gibt, so auch bei Straßen- und Eisenbahnbauten.

Die Weiber und Mädchen stehen den Männern in gar keiner Weise nach. Sie helfen nicht nur bei allen schweren Männerarbeiten,



Kapelle in Lindenfeld. Seite 77.



Kirche in Alt-Szadowa. Seite 77.
Links, Bauernhaus.

wie z. B. Ackern, Mähen, Holzschneiden, Straßenbauen u. s. w. fleißig und unverdrossen mit, sondern sie bilden sich auch in der Kochkunst und in anderen weiblichen Handarbeiten stetig fort. Schön gehäkelte Polsterüberzüge, einfach gestickte Tisch- und andere Tücher, wozu die Zeichnungen mit freier Hand entworfen werden, kann jede Hausfrau als eigenes Erzeugnis vorweisen. Auch im Spitzenklöppeln und im Fransenknüpfen sind sie bewandert.

In Szadowa gibt es zwei bedeutende Krämereien, zwei Wirtshäuser und eine mittelschlächtige Mahlmühle; Weidenthal hat zwei gut eingerichtete Krämereien, zwei Wirtshäuser, zwei oberschlächtige Mühlen und drei Schneidsägen, deren Wasserkräfte auch zur Erzeugung von Schusterspänen verwendet werden. Wolfsberg weiset zwei Krämmereien, drei Wirtshäuser, eine oberschlächtige Mühle und eine Schneidsäge auf; außerhalb des Ortes ist eine Drahtseilbahn erbaut, mittels welcher das an den Lehnen des Szemenik geschlagene Buchenscheitholz über Berg und Tal bis in die Berzawa, und in dieser bis Reschitza befördert und dort verkohlt wird. Dieser Holzschlag und damit auch Wolfsberg ist schon seit 1881 mit Franzdorf und Reschitza durch eine von der Staatseisenbahngesellschaft solid gebaute Kunststraße verbunden. Lindenfeld ist bescheiden, indem es mit einem einzigen Wirtshause, und ohne Krämerei und sogar ohne Mahlmühle sich begnügt. Für letztere ist eben keine hinreichende Wasserkraft vorhanden. Die aufgezählten Krämereigeschäfte, Wirtshäuser und Mahlmühlen werden mit Ausnahme von zwei Krämereien und zwei Wirtshäusern sämtlich von unseren banater Deutschböhmen betrieben. In neuester Zeit hat ein Weidenthaler Bauersmann auch eine eigene Mehlhandlung eröffnet.

9. Gemeindeordnung.

Zur Zeit der Militärherrschaft war die Ordnung in den Gemeinden höchst einfach: der St.-K. einer Ortsgemeinde, in Lindenfeld ein Richter, in den drei anderen deutschböhmischen Ansiedelungen je ein Verwaltungs-Charge (Gefreiter oder Korporal) war dem K.-K. für die Ausführung der obrigkeitlichen Anordnungen, für die Aufrechthaltung der Ordnung in seiner Gemeinde verantwortlich. Ließ er sich in Erfüllung seiner Pflichten irgend eine Nachlässigkeit zuschulden kommen, sofort büßte er diese im Kompagnie-Arreste, wo er mit Ketten gefesselt 24, 48 oder auch 2-, 3mal 48 Stunden Zeit hatte, über seine Obliegenheiten gewissenhaft nachzudenken.

Nach dem sonntägigen Gottesdienste wurden die Hausväter des Ortes nach ihren Hausnummern verlesen, die Fehlenden angemerkt und zur Verantwortung gezogen. Sodann wurde das „Befehlsprotokoll“, welches den K.-K.-Befehl enthielt, vorgelesen, was in der Regel vom

Lehrer geschah, und endlich fügte der St.-K. noch seine Befehle und Anordnungen mündlich hinzu. Als Helfer in seinen Amtsgeschäften standen ihm noch einige Ortsvorsteher und Ausschußmänner zur Seite, auf die er aber nicht gar viel zu achten hatte. Die aus drei Mann bestehende Ortswache wurde allwöchentlich der Reihe nach gewechselt und hatte nebst den Botengängen im Orte und den Beförderungen der Dienstbriefe in die nächstgelegenen Dörfer auch Tag- und Nachtwache zu halten. Für diese waren Rundgänge (Patrouillen) im Orte vor und nach Mitternacht vorgeschrieben, die öfter vom St.-K. selbst geführt wurden. In besonders unsicheren Zeiten mußte die Nacht über halb- oder auch viertelstündig der Ruf vor dem Gemeindehause ertönen: „Halt! Wer da? . . . Patrouille vorbei!"

An einem festgesetzten Wochentage (Mittwoch oder Samstag) wurde unter dem Vorsitze des K.-K. „Kompagnie-Rapport" abgehalten. Beisitzer waren die Kompagnie-Offiziere, der Verwaltungsfeldwebel als Schriftführer und sämtliche St.-K. Diese Letzteren hatten tags zuvor ihre schriftlichen Wochenrapporte nebst dem schriftlichen Schulrapporte des Lehrers an die Kompagnie eingesendet. Ersterer enthielt das Verzeichnis der Ortswächter und eine Reihe verschiedener Anzeigen und Meldungen von Zuständen und Vorfällen in der betreffenden Gemeinde, sowie auch die Namen jener Grenzer, welche wegen irgend eines Vergehens, oder wegen Schlichtung einer Streitsache, oder wegen Vorbringung von Bitten und Beschwerden der „Löblichen Rapportsitzung gehorsamst" vorgestellt wurden. Der jeweilige Verwaltungsoffizier referierte über alle Fälle und stellte zugleich Anträge, über welche abgestimmt werden sollte. In der Regel gab aber nur der K.-K. seine Meinung ab und alle Anderen nickten ihm Zustimmung zu. Hie und da versuchte wohl Einer oder der Andere einen schüchternen Widerspruch, der nur durchdrang, wenn der Vorsitzende ihn gelten ließ. Daß auf diese Art manchmal ungeheuerliche Urteile zustande kamen, läßt sich leicht begreifen . . . Was die Grenzer mit dieser Urteilsschöpfung versöhnte, war die kurzfristige, kostenlose Erledigung aller ihrer Angelegenheiten, nach der sich unsere älteren Grenzer noch heute . . . vergebens . . . sehnen.

In unseren deutschböhmischen Ansiedelungsorten bestand und besteht noch heute die Gepflogenheit, daß Zwistigkeiten zwischen Hausgenossen, Nachbars- und anderen Leuten, sowie auch mancherlei Beschwerden und Klagen meist vor die Ortsobrigkeit gebracht werden, welche die Parteien anhört, einen Vergleich versucht, diesem oder jenem auch sein Unrecht vorhält, dawegen verweist, zuweilen aber selbst Partei wird und schreiend und polternd ihren Standpunkt vertritt.*) Vor dem Regi-

*) Eine solche dorfsobrigkeitliche Verhandlung hat der Verfasser in „Böhmens deutsche Poesie und Kunst" unter dem Titel: „Woi ma 's Üwl äarga macht" ausgemalt.

ments-Rapport und vor dem Regimentsgerichte hatten unsere Ansiedler auch nicht einen Fall zu verhandeln versucht.

Die schwerste Last ward unseren deutschen Grenzern von der Brust gewälzt, als ihr Kaiser die körperlichen Strafen — Stockstreiche und Spießruten — abschaffte ... Dieser Gnadenakt gehört zu den edelsten und hochherzigsten, welche unser geliebter Kaiser und König Franz Josef I., seit seiner langen glorreichen Regierung seinen Völkern angedeihen ließ.

10. Auflösung der banater Militärgrenze.

Gewiß! Das Institut der k. k. österr. Militärgrenze war zur Zeit der sogenannten Türkennot eine Notwendigkeit — eine Wohltat nicht allein für die ungarischen, sondern auch für die österreichischen und deutschen Länder; von der Zeit an aber, da der Türke als kranker Mann gilt, hatte sich dieses militärische Institut auch überlebt und es fremmte nunmehr nur noch der österreichischen Soldateska. Wie sehr diese das arme Volk der Grenzer ausnützte, geht teilweise aus der Tatsache hervor, daß in den Kriegs- und Revolutionsjahren 1848/49 in den 14 Grenz-Regimentsbezirken, mit einer Bevölkerungszahl von 958.883 Köpfen, 91 Feldbataillone mit etwa 112.970 Mann Grenzern aufgestellt worden sind. Mit Hinzurechnung des Grenzer-Aufgebotes für den innern Dienst des Landes erhöht sich diese Zahl auf mindestens 140.000 Mann.*) Es hatte somit fast jeder sechste Mensch in der Militärgrenze in Kriegsdiensten gestanden.

Der teuere und beschwerliche Kordonsdienst war nicht bloß zwecklos, er verleitete in letzterer Zeit zu Schwärzungen und förderte sie. Aber auch Ackerbau, Industrie, Handel und Gewerbe konnten unter der militärischen Regierung nicht gedeihen, und so konnte jeder einsichtsvolle Menschenfreund den Allerhöchsten Entschluß, die Militärgrenze aufzulösen, nur freudigst begrüßen. Das eigentliche Grenzvolk freilich, welches mit dem militärischen Gefüge innig verwachsen war, besonders die um ihr nationales Schicksal besorgten Rumänen und Serben, betrachteten diese Auflösung mit sehr scheelen Augen und beklagten diese bitter, als sie vollzogen ward und eine neue Ordnung eingeführt wurde.

Nicht so unsere deutsch-böhmischen Ansiedler, die sich unter der Militärherrschaft noch immer unbehaglich fühlten und eine Erlösung aus diesen allzuengen Banden seit jeher ersehnt hatten.

Mit aufrichtiger Freude begrüßten daher unsere deutschen Ansiedler das Manifest ihres Kaisers und Königs, welches die gänzliche Auflösung der banater Militärgrenze besiegelte und welches lautet:

*) Dr. J. H. Schwicker, Geschichte der österr. Militärgrenze, S. 334.

Manifest
an Unsere Grenzer des 12., 13. und 14. Grenzregiments und des Titler Bataillons.

Die mit Unserer Verordnung vom 8. Juni 1871 zur Anbahnung der Provinzialisierung Eueres Gebietes angeordneten Reformen sind bereits durchgeführt.

Um Euch auch in Betreff der Wehrpflicht der übrigen Bevölkerung Unseres Königreiches Ungarn gleichzustellen, finden Wir zu befehlen, daß mit 1. November d. J., im Gebiete Unserer Banater Grenze und des Titler Bataillons, die Wehrvorschrift für die k. k. Militär-Grenze außer Kraft gesetzt werde, dagegen die Gesetzartikel XL, XLI und XLII vom Jahre 1868 über die Wehrkraft, dann über die Landwehr und den Landsturm in Wirksamkeit zu treten haben.

Mit dem gedachten Zeitpunkte werden daher das 12. deutsch-banater Grenz-Regiment, das 13. romanbanater Grenz-Regiment, das 14. serbischbanater Grenz-Regiment, dann das Titler Bataillon aufgelöst.

Euer Kaiser und König dankt Euch für die Treue und Ergebenheit, welche Ihr bisher stets für Thron und Vaterland an den Tag gelegt habt und spricht gleichzeitig die Überzeugung aus, daß Ihr auch in den neuen Verhältnissen die gleiche Anhänglichkeit an Uns und an Euer Vaterland bewahren werdet.

Wien, am 9. Juni 1872.

Franz Josef m. p.

IV. Abschnitt.

1. Einverleibung der banater Militärgrenze in das Mutterland Ungarn.

Das banater Militärgrenzland wurde i. J. 1765 von Ungarn für militärische Zwecke losgetrennt, und konnte nach seiner Auflassung folgerichtig nur wieder an Ungarn zurückfallen, was seiner geographischen Lage nach auch eine Naturnotwendigkeit ist.

Vorbereitet wurde diese Einverleibung in das Mutterland durch die Auflassung des Grenzkordons (1871), durch die Trennung der Verwaltung vom Militär-Kommando; weiter durch die Auflassung der Grenztruppen, durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (1872), und durch die gänzliche Aufhebung der militärischen Verwaltung.

Die vollständige Einverleibung der banater Militärgrenze in das Mutterland Ungarn ward eigentlich erst i. J. 1873 vollzogen, nachdem aus dem romanbanater Regimentsbezirke und aus jenem der 12. Kompagnie des serbischbanater Regiments das neue Komitat Szörény (Severin) mit dem Vororte Karansebesch gebildet, die restlichen Teile der banater Militärgrenze aber den angrenzenden Komitaten Krasso, Temesch, Torontal und Bacs-Bodrog zugeteilt worden waren.

Die Zeit des Überganges hatte nicht ganze fünf Jahre gedauert und war für das Volk der Grenzer eine recht traurige. Die meist noch militärischen Verwaltungsorgane wußten, daß die Zeit ihrer Wirksamkeit wegen Unkenntnis der magyarischen Sprache ehestens abgelaufen sein werde, und amtierten auch danach. Alle Beamte, Richter, Lehrer und andere öffentliche Organe fühlten den bisher so festgefügten Boden unter ihren Füßen wanken, und diese Unsicherheit hatte sich auch dem biederen Grenzvolke mitgeteilt. Eine Partei, die im Trüben zu fischen verstand, wollte diese unsichere Zeit des Überganges noch verlängert wissen; wer es aber mit dem Grenzvolke ehrlich meinte, war froh, als diese Zeit des „Hangens und Bangens in schwebender Pein“ endlich vorüber war.

Unsere deutschböhmischen Ansiedler begrüßten die neue Zeit hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie ihnen die Auflösung und Teilung ihrer Grenz-Kommunionen ermöglichte. Sie machten von dieser neuen Errungenschaft auch den ausgiebigsten Gebrauch so, daß heute in Szadowa nur mehr 29, in Weidenthal 44, in Wolfsberg 51 und in Lindenfeld bloß 3 unaufgelöste und ungeteilte Kommunions-Wirtschaften bestehen, und auch diese verdanken ihren Bestand dem Umstande, daß ihre einzelnen Besitzer bloß einen, höchstens zwei Männer (Vater und Sohn) in einer Familie zählen. Es liegt im Nationalcharakter unserer Deutschböhmen, daß jedes Ehepaar nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit trachtet und ringt, selbst wenn dabei sein täglich Brot verschmälert wird.

Von den übrigen Freiheiten und Erleichterungen, welche ihnen mit der Auflösung der Militärgrenze in den Schoß fielen, wußten sie nicht gar viel und merken konnten sie davon noch viel weniger; ganz und gar gleichgiltig war ihnen das Wahlrecht in der Gemeinde, im Komitate und im Lande, weil man ihnen in der Praxis den richtigen Begriff dieses ersten und schönsten aller staatsbürgerlichen Rechte nicht beigebracht hatte und ihnen diesen auch heute noch nicht beibringt, oder besser gesagt: weil sie sich dieses schöne Recht nicht zu erkämpfen und festzuhalten verstehen. Nach wie vor betrachteten sie ihre vorgesetzten Behörden wie eine Art Vorsehung und überließen sich blindlings deren Führung in allen Angelegenheiten.

Wie wenig aber diese Organe, namentlich die allerersten, dieses Vertrauen verdienten, zeigt am klarsten die korrumpierte Wirtschaft im neuerrichteten Komitate Szörény unter dem damaligen Vizegespann, Pauß, der dann sein Heil in der Flucht nach Rumänien suchte und ... auch fand.

Diese Mißwirtschaft im Vereine mit der nationalen Politik waren auch die Veranlassung zur Auflassung des Szörényer Komitates und zur Einverleibung desselben in das Komitat Krasso (1881), welche vereinigte Komitate nun den Namen Krasso-Szörény führen.

Als an die Stellen der anfänglich bestellten ungarischen Beamten mit nichtentsprechender moralischer und intellektueller Qualifikation besser qualifizierte Verwaltungsorgane traten, besserten sich die heillosen Zustände; unsere Grenzer fügten sich in die neuen ungewohnten Verhältnisse und gewöhnen sich jetzt langsam an ein neues Leben im ungarischen Vaterlande, freilich unter mehrfachen Klagen, von denen in der Folge die berechtigtesten näher besprochen werden sollen.

Jede vernünftige ungarische Regierung muß einsehen, daß unsere deutschböhmischen Ansiedler unter die treuesten, friedlichsten, fleißigsten und geschicktesten Landwirte Ungarns eingereiht werden müssen, die unserem Vaterlande zur Zierde gereichen können, wenn ihnen die nötige Beachtung und Unterstützung zuteil wird.

2. Die neue Gemeindeverwaltung.

Diese besorgt in jedem Orte ein Gemeinderichter mit seinem Unter- oder Kleinrichter, dem Gemeindeausschusse und dem Gemeindenotär. Alle diese Funktionäre sind von der betreffenden Gemeinde frei zu wählen; ergreift aber der die Wahlen leitende Oberstuhlrichter für einen der Kandidaten Partei, dann dringt dieser in der Regel durch. Stuhlrichter und Gemeindenotär gehören stets der im Komitate herrschenden politischen Partei an, gegen welche selbst die Regierung nicht gar viel auszurichten vermag, geschweige erst uneinige, gesetzesunkundige, eingeschüchterte, kleine Gemeinden. Diese sind rein und ausschließlich auf die Einsicht und auf das Wohlwollen ihres Notärs und ihres Oberstuhlrichters angewiesen. Sind diese beiden Beamten ehrliche, gewissenhafte Leute, wird ihr Lob auch in den Gemeinden gesungen; im Gegenteile aber wird oft jahrelang geklagt, beschuldiget und geschimpft, bis endlich abgeholfen wird, nicht weil die Leute klagen und schimpfen, sondern weil der Skandal schon allzugroß und in die Öffentlichkeit gedrungen ist.

Diese Komitatswirtschaft ist es, welche die Verwaltung unseres Vaterlandes in Mißkredit gebracht hat, und unter dieser Wirtschaft werden die Gemeinden solange mehr weniger zu leiden haben, bis die Verwaltung Ungarns verstaatlicht werden wird.

Nicht wenige Verlegenheiten erwachsen dem Gemeinderichter aus seiner Unkenntnis der magyarischen Sprache, wie dies z. B. aus folgendem Geschehnisse zu entnehmen ist: Der auf die Gemeinden entfallene Anteil am Regimentsvermögen, am Grenzerziehungs-, Bildungs- und am allgemeinen Grenzvermögensfond wurde bis z. J. 1887 von den betreffenden Gemeinden verwaltet, u. z. von den rumänischen Gemeinden ziemlich nachlässig, was die Komitatsbehörde veranlaßte, die kleineren Beträge, welche von diesen Geldern an zahlungsfähige Ortsbewohner verliehen waren, zu kündigen. Diese Kündigung wurde auch dem Gemeindeamte in Weidenthal und Wolfsberg zugeschickt. Die Richter dieser beiden Orte konnten den magyarischen Text nicht entziffern und verließen sich ganz und gar auf die Mitteilungen des gemeinsamen Notärs in Weidenthal. Dieser aber vergaß oder verschwieg den ganzen Inhalt dieser Kündigung. Als nach Ablauf der Kündigungsfrist die betreffenden Schuldner nicht gezahlt hatten, betraute die Komitatsverwaltung einen Advokaten mit der Eintreibung dieser Schulden. Dieser menschenfreundliche Herr sorgte vor Allem für die Einbringung seiner Spesen, indem er von jedem der Schuldner in Weidenthal und Wolfsberg 3 bis 5 fl. — an einem und demselben Tage einkassierte und mit den Hunderten gen Lugosch zog . . . Nur ein einziger Weidenthaler hatte den Mut, die Zahlung zu verweigern, und dieser ist noch heute nicht eingeklagt.

Gewisse Leute werden dazu freilich sagen: „Recht geschieht ihnen! Warum wählen sie nicht einen Richter, der ungarisch (magyarisch) kann?" ... Weil es in allen vier deutschböhmischen Ortschaften einen solchen nicht gibt ... und wenn kein anderes Unterrichtssystem eingeführt wird, als das derzeit in Übung stehende, dann wird und kann es auch nach 100 Jahren noch immer einen solchen nicht geben ...

In unserem schönen Ungarn sollte über dem Eingange jeder Amtsstube mit Buchstaben aus härtestem, ungarischem Gußstahl die Mahnung angebracht sein: „Jeder ungarische Beamte ist seines ungarischen Volkes wegen da!"

Das Amt eines Gemeinderichters ist, besonders in unseren deutschböhmischen Ortschaften, ein höchst schwieriges und verantwortungsvolles. Es kommen nämlich hier und da Unterlassungen, Übertretungen, Ausschreitungen und andere bösartige Einzelnerscheinungen vor, welche in ihrer Weiterentwickelung sehr böse Gemeinübel zeitigen können, wenn ihnen vonseiten der Ortsobrigkeit nicht rechtzeitig mit voller Strenge entgegengetreten wird ... Den bisher so blanken Ehrenschild unserer banater Deutschböhmen, welchen wir von unseren hartgeprüften Vätern ererbt haben, müssen wir ebenso rein und makellos unseren Nachkommen übergeben, und diese werden dann mit Achtung und Dank im deutschen Herzen an unseren Gräbern stehen und für uns beten.

3. Kirchenangelegenheiten.

Über diese ist, was Szadowa und Lindenfeld betrifft, kaum mehr etwas zu sagen. Diese Orte sind und bleiben wahrscheinlich noch durch lange Zeit Filialen der Pfarreien in Szlatina, beziehungsweise in Karansebesch, und zwar: ersteres wegen seiner geringen Entfernung von Szlatina, letzteres aber wegen seiner geringen Kopfzahl und wegen seiner Mittellosigkeit. Die Instandhaltung ihrer Kirchlein und die Verwaltung der äußerst geringen kirchlichen Einkünfte läßt da nichts zu wünschen übrig.

Dafür könnte man aber über die Kirchenangelegenheiten in Weidenthal und Wolfsberg ein ziemlich dickes Buch schreiben. Hier sei darüber nur in Kürze berichtet.

Aus den im dritten Abschnitte (S. 77) angeführten hofkriegsrätlichen Erlässen geht deutlich hervor, daß das stets volkreichere Weidenthal als Sitz eines Pfarramtes, Wolfsberg aber als dessen Filiale gedacht war.

Und tatsächlich hatte das Grenzärar als Patronatsherr dieser Pfarre i. J. 1854 mit Beihilfe der Gemeinde ein Pfarrhaus erbaut und im darauffolgenden Jahre einen Pfarrer für Weidenthal eingesetzt. Die zweite Holzkirche und die jetzige gemauerte Kirche hat die Gemeinde

großenteils mit eigenen Mitteln aufgebaut, eingerichtet und im guten Stand erhalten so, daß diese Kirche als Eigentum der Gemeinde gilt. Die Anschaffung einer Orgel, die Neupflasterung der Kirche mit Keramikziegeln, die Übertünchung derselben und die Ausbesserung der Kirchenstühle besorgt die Gemeinde eben jetzt wieder mit einem Kostenaufwande von 2.400 Kronen ohne Wissen und Beihilfe des Patronates, welches 1873 an das ungarische Kultusministerium übergegangen ist.

Der jeweilige Patronatsherr kümmerte sich um die Kirche in Weidenthal gar nicht, und um sein Pfarrhaus so wenig, daß dieses auf seine nötigen Ausbesserungen in der Regel jahrlang warten muß, und wenn es endlich dazukommt, die Gemeinde stets die nötigen Fuhren und Handlangerarbeiten unentgeltlich leistet, oder sie mit Geld ablöst. Gewiß sehr sonderbar!

Noch viel sonderbarer ist aber der Umstand, daß dieser Patronatsherr durch volle 20 Jahre das Gehalt für einen Weidenthaler Pfarrer ohne Anstand auszahlt, obgleich dieser Pfarrer in Weidenthal gar nicht existiert, die Gemeinde Weidenthal tatsächlich durch 20 Jahre gar keinen Pfarrer im Orte hatte und seit 1897 alljährlich 300 Kronen aus Eigenem für einen Pfarrer zahlt, den sie sich von der Gnade des Bischofs endlich ertrotzt hatte. Die Sache kam einfach so:

Wolfsberg konnte die Schmach — eine Filiale von Weidenthal zu sein — nicht verwinden, und seine Einwohner gingen lieber zwei Stunden weit in die Franzdorfer Kirche als eine halbe Stunde weit in jene von Weidenthal. Dieses sah aber auch allzu triumphierend auf Wolfsberg herab. Dem mußte ein gründlich Ende gemacht werden.

1854 erbauten auch die Wolfsberger ein hölzernes Kirchlein, worin der Pfarrer von Weidenthal an Sonn- und Feiertagen abwechselnd Frühmesse und Hochamt hielt. Auf diese Art mußte Weidenthal ebenfalls jeden zweiten Sonntag mit einer Frühmesse sich begnügen und Wolfsberg mußte hinwider doch nach Weidenthal kommen, so oft es den Pfarrer für einen Schwerkranken oder zu einem Begräbnis brauchte. So konnte und durfte es nicht bleiben. Unzufriedenheit, Mißgunst und Zwist konnten da nicht ausbleiben.

Weidenthal hatte inzwischen mit seinen Pfarrern, die alle 3 bis 4 Jahre gewechselt worden waren, einige höchst unerquickliche Erfahrungen gemacht, durch welche das frühere gute Einvernehmen getrübt wurde; Wolfsberg aber vertrug sich mit dem Pfarrer auf's Allerbeste, richtete eine Pfarrerswohnung her, und 1876 übersiedelte der Pfarrer, Eduard Eiserle, von Weidenthal nach Wolfsberg, selbstverständlich mit Einwilligung seines Bischofs. Der Patronatsherr schwieg dazu, wahrscheinlich aus Unkenntnis des Geschehenen und zahlt das Gehalt des Weidenthaler Pfarrers dem Pfarrer in Wolfsberg bis auf den heutigen Tag. Als Ursache dieses Umsturzes wurde die Baufälligkeit der Holzkirche in Weidenthal angegeben, obgleich

diese der Gemeinde noch drei Jahre Dienste leistete, ohne Einfallsgedanken zu bekommen; sie wurde also von ihrem eigenen Priester angeschwärzt. Als es aber später trotz aller Verheimlichung doch aufkam, daß Wolfsberg dem Herrn Pfarrer nebst einigen guten Diensten auch noch eine Jahreszulage von 150 fl. zugesichert hatte, führten böse Zungen die Ursache dieses Pfarrerwechsels auf diese Zulage und andere Machenschaften zurück. So entstand zwischen Weidenthal und Wolfsberg ein Streit um den Herrn Pfarrer, und, während die Zwei stritten, lachte der Dritte.

Den Weidenthalern, die sich in dieser Angelegenheit untertänigst und gehorsamst an ihren Bischof gewendet hatten, gab man den Bescheid: „Bauet die Kirche und ihr bekommt den Pfarrer wieder" ... 1879 ward die Kirche in Weidenthal neugebaut und der Pfarrer? ... der blieb in Wolfsberg. Die hartköpfigen Weidenthaler wollten noch immer von einer Pfarrerszulage nichts wissen ...

Die Not macht erfinderisch! ... In Weidenthal fand sich ein „Kreuzköpfl", welches i. J. 1896 mittels einer Zeitungsnotiz die „schauerliche" Nachricht verbreitete, die röm.-katholische Einwohnerschaft von Weidenthal wolle zum evangelischen Glauben übertreten, weil man sie schon seit 20 Jahren ohne Seelsorger lasse ...

Kurz darauf erschien in Weidenthal der Orowitzaer Dechant, welcher die Gemeinde von ihrem ungeheuerlichen Vorhaben abmahnte und ihr auch im Namen des Bischofs einen Pfarrer versprach unter der Bedingung, daß sie diesem eine Jahreszulage von 300 Kronen zusichere; den Rest von 700 Kronen zahle der Bischof als Pfarrersgehalt.

Diese Großmut und väterliche Fürsorge des „Hochwürdigen" und des „Hochwürdigsten" Herrn erwärmten die kalten Herzen unserer Weidenthaler und erweichten ihre harten Köpfe derart, daß sie die 300 Kronen Pfarrerszulage ganz flott bewilligten, aber dafür auch sofort einen Pfarrer von Gnaden des Bischofs erhielten, während ihr rechtmäßiger Pfarrer ruhig in Wolfsberg verblieb ... Jetzt lachten alle drei ... auch der Betrogene.

Die „G'schicht" ist aber noch lange nicht aus, im Gegenteil, sie fängt jetzt erst recht an. In allerjüngster Zeit ist nämlich auch in Wolfsberg ein „Kreuzköpfl" aufgetaucht. Dieser machte die Entdeckung, daß das Kirchlein in Wolfsberg im Vergleiche mit der Kirche in Weidenthal viel zu klein sei, und ganz besonders als Wallfahrtskirchlein viel zu klein sei; also muß es vergrößert werden. Gut! aber das Vergrößern kostet Geld und ... die Wolfsberger sind arme Leute. Aber schau! Die Sache ist doch höchst einfach: Unser Pfarrer wird doch schon seit 27 Jahren vom hohen Ärar gezahlt, das hohe Ärar ist daher auch unser Patronatsherr und somit muß das hohe Ärar das Geld hergeben. Mit Hilfe des Bischofs, der auf unserer Seite steht, wird und muß

das gehen; hat er uns ja auch zum Pfarrer verholfen, der den Weidenthalern vermeint war . . . Ja, ja! G'scheid muß man sein!

Das diesfällige Ansuchen wird richtig an das ungarische Kultusministerium geleitet. Dieses stöbert in seinem papierenen Gedächtnisse umher und findet, daß es wirklich und wahrhaftig die Patronatspflichten für die Seelsorge im Weidenthal übernommen hat, und daß Wolfsberg bloß eine Filiale von der Weidenthaler Pfarre ist. Und väterlich wohlwollend, wie es als Patronatsherr von Weidenthal schon ist, beschließt es: Ich zahle für Weidenthal nebst dem Pfarrer auch noch einen Kaplan, welch' Letzterer die kirchlichen Funktionen in Wolfsberg zu verrichten hat, und damit ist uns allen Dreien auf die billigste Art geholfen.

Wolfsberg ist ob dieser schönen Aussicht ganz entrüstet; vorläufig schlägt es mit seinen derben Fäusten in den gewiß ganz unschuldigen Tisch hinein und . . . Einer lacht schon wieder . . . Das Allerbeste wäre wohl, wenn Weidenthal und Wolfsberg mit vereinten Kräften zu allerletzt aus vollem Halse lachten.

4. Schulverhältnisse.

Jede der vier deutsch-böhmischen Gemeinden besitzt eine „Allgemeine“ Volksschule, ein eigenes nettes Schulhaus mit einem Schulzimmer und einer Lehrerswohnung. Die Lehrer werden vom Unterrichtsminister ernannt.

Das Alles entspricht dem Gesetze und verdient volle Anerkennung; aber, aber, aber: In Weidenthal sind derzeit 159, in Wolfsberg 121, in Szadowa 87 und in Lindenfeld 60 schulpflichtige Kinder vorhanden. Die je einzigen Schulzimmer in den beiden ersteren Orten können die Zahl der Schulkinder selbst bei halbtägigem Unterrichte gar nicht ordentlich aufnehmen und was Ein Lehrer mit einer solchen Schülerzahl ausrichten kann, ist wahrlich selbst der kargen Entlohnung nicht wert . . . Selbst in Szadowa ist die Schülerzahl für Einen Lehrer noch zu hoch.

Wie die Unterrichtsbehörden solche Zustände dulden können, ist geradezu unbegreiflich. Kenntnis hiervon werden sie wohl haben, aber nur auf dem geduldigen Papiere; denn eine ordentliche, eingehende Schulenvisitation kennen unsere vier deutschböhmischen Gemeinden seit der Einverleibung der banater Militärgrenze in das Mutterland Ungarn nicht mehr. Der diesfällige Unterschied zwischen einst und jetzt ist ein ganz und gar ungeheuerlicher. Dem G.-K. in Temeschwar ward ein Grenzschulendirektor zugeteilt, welcher das Referat in Schulangelegenheiten ganz allein besorgte und dazu noch alljährlich sämtliche Volks- und Unterrealschulen in der ganzen banater und auch Peterwardeiner Grenze gründlich zu inspizieren, d. h.: in jeder Schule eine ordentliche

Prüfung abzuhalten hatte. Auf diesen Reisen wurde er vom Oberstleutenant des jeweiligen Regimentsbezirkes und von den Offizieren der betreffenden Kompagnie begleitet; hier und da schlossen sich auch Lehrer an. Das gab eine gar stattliche Prüfungskommission. Lehrer und Schüler, selbst die Eltern dieser letzteren waren auf den großen Tag vorbereitet und sprachen viel und lange davon. Unsere Alten erzählen noch heute von diesen Festtagen. Die örtlichen Schulbedürfnisse wurden bei dieser Gelegenheit gründlich besprochen und die Gemeinde dafür gewonnen.

Das neue Volksschulgesetz für die Militärgrenze (1871), welches mit einigen Änderungen noch heute Geltung hat, bestimmte einen Schulinspektor für das G.-K. in Temeschwar und je einen Bezirks-Schuleninspektor für jeden Regimentsbezirk. Diese Letzteren besuchten die Schulen ihres Bezirkes alljährlich zweimal, und wo es nottat, auch öfter. Überdies hatten die politischen Behörden am Ende jedes Semesters eine Schulprüfung abzuhalten und über den Erfolg zu berichten. Alle diese Schulberichte wurden gründlich erlediget, und jeder Lehrer erfuhr jährlich zweimal, inwieferne man mit seinen Leistungen zufrieden war und worauf er ein besseres Augenmerk zu richten habe. Lob und Tadel wurden sowohl vom G.-K., als auch vom Kriegsministerium gespendet. Diese Ordnung hätte die ungarische Unterrichtsverwaltung nicht stören sollen; sie wieder einzuführen, dürfte jetzt ein Ding der Unmöglichkeit sein.

Zu all diesen Übelständen kommt noch der pädagogische Unsinn hinzu, daß die deutschen Kinder, welche nur den niederbaierischen Dialekt verstehen und sprechen, schon von der ersten Klasse an mit der magyarischen Sprache geplagt und gequält werden. Ein ziemlich hoher Perzentsatz der Schüler lernt da weder deutsch noch magyarisch lesen und schreiben, und jene, die dies mit Angst und Mühe zustandebringen, vergessen es innerhalb 4—5 Jahren ganz gewiß, weil sie es ohne Verständnis, rein mechanisch, eingebüffelt hatten. Von etwa zehn erwachsenen Burschen wußte nicht einer im Kopfe zu berechnen, wie groß das Produkt von 8×14 ist. Siebzehnjährige Mädchen sind nicht imstande, die Summe von $13 + 18$ anzugeben und die geographischen Kenntnisse eines Fünfzehnjährigen reichen von Weidenthal nur bis Mehadia, und das Land, in welchem er wohnt, gilt ihm als Österreich. Das ist doch über alle Maßen traurig, aber buchstäblich wahr. Das ist das Ergebnis der dreißigjährigen ungarischen Schultätigkeit in unseren vier deutschböhmischen Ortschaften, die eine sehr aufgeweckte talentierte Jugend aufweisen.

Die Eltern sähen es ja sehr gerne, wenn ihre Kinder, namentlich ihre Knaben, möglichst vollkommen magyarisch erlernten, damit sie ihnen die magyarischen Schriftstücke übersetzen könnten, welche ihnen von den Gerichten und politischen Behörden zugeschickt werden, und in denen es sich in der Regel um ihre Freiheit und um ihr Gut handelt; aber

wenn die liebe Jugend weder deutsch noch magyarisch ordentlich erlernt, dann ist das ein System der Verdummung, welches Volk und Vaterland zugleich schädiget.

Die kroatischen, serbischen, magyarischen und rumänischen Grenzer hatten deutsch erlernt, indem sie durch 3—4 Jahre in den Nationalschulen ihre Muttersprache ordentlich erlernten und dann abermals durch drei oder vier Jahre in eine deutsche Schule gingen, wo sie in der ersten Klasse mit Hilfe ihrer Muttersprache in den deutschen Unterricht nach und nach eingeführt wurden. Das Resultat war, wie man allenthalben weiß, ein sehr befriedigendes. Warum blieb man also nicht bei dieser Methode, nachdem man in Ungarn doch eine bessere nicht kennt? . . . Weil man hier in Ungarn die Nichtmagyaren erst dann als gute Patrioten gelten läßt, wenn sie ihre Muttersprache und ihre Nationalität verleugnen. Die Mittelglieder, welche zu diesem Schlußsatze führen, mögen die Leser selbst einschalten.

Die Deutschen in Ungarn, besonders aber die Bewohner reindeutscher Dörfer, können und werden nur mit Hilfe guter deutscher Schulen ordentlich magyarisch erlernen. Eine gute deutsche Schule aber kann nur von einem guten deutschen Lehrer, und dieser wiederum nur von einer guten deutschen Lehrerbildungsanstalt gemacht werden. Solange aber diese in Ungarn fehlen, wird die Jugend in den deutschen Ortschaften weder deutsch noch magyarisch ordentlich erlernen.

Interessant und belehrend zugleich wäre es, statistisch nachzuweisen, wie viele von hundert Schülern aus den siebenbürgisch-sächsischen Volks- und Mittelschulen hervorgehen, welche der deutschen und magyarischen Sprache in Wort und Schrift mächtig sind, und wie viele von den übrigen Deutschen in Ungarn; an Intelligenz und höherer Ausbildung reichen diese an die Siebenbürger Sachsen sicherlich nicht hinan.

5. Übervölkerung.

Einleitungen zur Abhilfe.

Bis zum Jahre 1868 hatte sich die Bevölkerung der vier deutschböhmischen Ansiedelungen mehr als verdoppelt und der Mangel an Grund wurde von Jahr zu Jahr fühlbarer, besonders in Szadowa. Es gab da Ansiedlerfamilien mit 15 bis 20 Köpfen, welche auf einen Grundbesitz von 3 bis 7 Jochen angewiesen waren.

Die Blicke aller dieser Notleidenden richteten sich nach Weidenheim, welches im Vergleiche mit den drei anderen bewohnten Gebirgsorten eine günstigere Lage und auch bessere Bodenverhältnisse aufwies. Hier sollte und könnte eine neue Ansiedelung gegründet und der Übervölkerungsnot abgeholfen werden.

In den vier deutschböhmischen Dörfern taten sich nun 50 Familien zusammen, um bei der Szlatinaer Kompagnie die Bitte um Erlaubnis zur Absiedelung nach Weidenheim vorzubringen (März 1868).

Auf Anordnung des Temescher G.-K. ließen die Ansiedelungsbewerber die Gegend Weidenheim mit einem Geldaufwande von 680 Gulden vermessen und leisteten bei dieser langwierigen Arbeit auch noch alle nötigen Handlangerdienste unentgeltlich.

Am 8. August 1871 erledigte das G.-K. diese Angelegenheit dahin, daß bezüglich der gewichtigen Einwendungen*) der Forstdirektion eine neuerliche Kommission an Ort und Stelle zusammentreten und in einem Protokolle den Befund vorlegen solle.

Der Herr Oberst und die übrigen Kommissionsmitglieder wußten die Vertreter der Gemeinden zu bestimmen, von der Besiedelung Weidenheims abzustehen und dafür ärarische Waldkomplexe an den Gemarkungen der Gemeinden anzunehmen. — In die betreffende Erklärung ward auch aufgenommen, daß die Gemeinden auf jedwede Vergütung der Vermessungsauslagen verzichten. Die löbliche Forstdirektion sorgte in ihrer Eingabe vom 19. Nov. 1871 getreulich dafür, daß auch aus diesen Versprechungen nichts wurde. Die diesbezüglichen vierjährigen Verhandlungen endigten mit einem gewaltigen Federkriege zwischen dem R.-K. und der Forstdirektion.

Die Gemeinde Szadowa wendete sich mit diesem Anliegen in den Siebzigerjahren auch an den ungarischen Reichstag. Der Bescheid wies sie an die Vermögensgemeinde,**) da der verlangte Waldteil bei der Teilung der Grenzforste zwischen jener und dem Ärar voraussichtlich der ersteren zufallen wird. Auch dieser Schritt ward ohne Erfolg getan.

Im Sommer 1894 versuchte der Verfasser den bitteren Klagen wegen Übervölkerung der vier deutsch-böhmischen Dörfer durch die neuerliche Anregung der Besiedelung von Weidenheim entgegenzukommen. Im k. ungar. Ackerbauministerium trug er dieses Vorhaben persönlich vor. Weil nun mittlerweile die zu besiedelnde Gegend wirklich in das Eigentum der Vermögensgemeinde übergegangen war, wurde die Angelegenheit so geplant, daß die Vermögensgemeinde für die Ablassung von Weidenheim vom Ärar durch einen gleichwertigen Waldkomplex entschädiget werden sollte. Im Ackerbauministerium war man damit vollkommen einverstanden und stellte das Gelingen dieses Planes in Aussicht.

In allen vier Ortschaften hatten sich nicht weniger als 253 Familien zur Besiedelung Weidenheims aufnehmen lassen. Noch im August 1894 wurde das diesfällige Gesuch an das Ackerbauministerium,

*) Diese Einwendungen waren größtenteils nicht stichhältig.

**) Die Bewohner des früheren Regimentsbezirkes bildeten die Regimentsgemeinde; seit der Auflösung der Grenze heißt sie Vermögensgemeinde.

ein anderes an die Vermögensgemeinde und briefliche Bitten um Unterstützung dieser Angelegenheit an einen Abgeordneten und an mehre andere einflußreiche Persönlichkeiten gerichtet, welche in dieser Sache mitzusprechen hatten.

Die Vermögensgemeinde bewilligte anstatt der begehrten 7000 Joche bloß 1600 Joche in der Gegend von Weidenheim zu Ansiedelungszwecken, was die Sache in's Stocken brachte. Auf mehrseitiges Verlangen reiste der Verfasser im Sommer 1895 von Graz über Budapest nach den deutsch-böhmischen Ansiedlungen, u. zw. auf Kosten der vier Gemeinden, um die Angelegenheit neuerdings in Gang zu bringen. Von den 253 aufgenommenen Ansiedelungsbewerbern wurden die minderbedürftigen gestrichen, bis nur mehr 150 übrig blieben. Es entstand Unzufriedenheit und Mißgunst unter den gestrichenen werbern.

Im Ackerbauministerium nahm man sich der Sache noch immer sehr warm an. Ministerialrat Maday erklärte wiederholt, er hoffe, daß die Ansiedelung zustandekommen werde; allein über den noch nötigen Verhandlungen und Kommissionierungen können Jahre vergehen und darum müsse man Geduld haben. Übrigens solle man sich jetzt an die Komitatsbehörde wenden und alles tun, was diese anordne und gutheiße. Das geschah auch pünktlich; aber schon beim allerersten Schritt gewann man die Überzeugung, daß hier eine Förderung der Angelegenheit nicht zu erwarten sei.

Der k. u. k. Militär-Intendant, *Anton Stöhr*, ein Weidenthaler, nahm sich der Sache auch sehr warm an, konnte sie aber nicht recht vom Flecke bringen.

Wie genau es hier und da mit der Wahrheit genommen wird, zeigt ein Gutachten des Forstamtes in Orschowa, worin gesagt wird, die Bewohner der Dörfer Weidenthal, Wolfsberg, Lindenfeld und Szadowa hätten keinerlei Verlangen nach einer neuen Ansiedelung, nur ein gewisser Professor Graßl aus Graz interessiere sich dafür.

Infolge einer zweiten, an das Ministerium geleiteten Eingabe erschien in Teregowa eine Kommission unter Führung des Komitats-Vizegespans, welche die Vertreter der vier deutschböhmischen Gemeinden neuerdings beredete — leset und staunet! — *von der Besiedelung Weidenheims abzulassen und dafür mit einigen ärarischen Waldkomplexen sich zu begnügen, die den einzelnen Gemeinden zunächst gelegen sind, und diesen überlassen würden.*

Diese Geschichte war recht schlau ausgedacht: Die Gemeindevertreter waren fast durchwegs Gegner der neuen Ansiedelung, weil ihre Familienangehörigen in dem Verzeichnisse der Ansiedelungsbewerber gestrichen waren, und leisteten darum auf die Neuansiedelung umso lieber Verzicht, als ihnen der in Aussicht gestellte Zuwachs an Grund

mehr persönliche Vorteile bot, als die Besiedelung Weidenheims. Die Ansiedelungsbewerber aber suchte man dadurch zu beruhigen, daß man ihnen die Vergrößerung der Ortschaften durch Anlegung neuer Gassen in Aussicht stellte. Und der Erfolg all dieser Quertreibereien? . . . Von der Gründung einer neuen Ansiedelung wurde nicht mehr gesprochen und von der versprochenen Zuteilung der ärarischen Waldkomplexe wurde alles Heil erwartet. Wenn sie nur bald käme!

Im Laufe des Sommers 1903 entpuppte sich endlich die große Errungenschaft: Die Regierung hat die Vermögensgemeinde veranlaßt, jeder der betreffenden Gemeinden einige 100 Joche Waldgrund — pachtweise zu überlassen, sobald diese Gründe erst waldfrei geworden sein werden. Der jährliche Pachtbetrag ist vorläufig noch nicht bestimmt, wird aber gewiß kein allzuniedriger werden.

Die betreffenden Gemeinden sind hierüber nicht gar hocherfreut, desto zufriedener sind aber die Komitatler, welche nur möglichst große Ortschaften unter ihrer Verwaltung dulden wollen, weil die kleinen gar zu viele Scherereien verursachen; ob jene für Gebirgsgegenden passen oder nicht, das kümmert sie wenig, eigentlich gar nicht, obwohl sie die schauerlich tiefen Hohlwege und die verderblichen Wasserrisse vor Augen haben als die unausbleiblichen Folgeübel großer Gebirgsdörfer. Muß es denn nicht jedem echten, wahren Patrioten an's Herz gehen, wenn durch derlei Übelstände steuertragender Grund vernichtet und der Wohlstand der Staatsbürger geschmälert wird? . . . Oder sind diese letzteren wirklich der Beamten halber da?! . . .

Im Sommer 1902 wendete sich der Verfasser abermals an das Ackerbauministerium in der Angelegenheit Weidenheim und wurde diesfalls an die Forstverwaltung gewiesen, wo man ihm kurz und bündig erklärte, daß man keinen ärarischen Wald zu vergeben habe. Auf die Frage, ob in Weidenheim auch Magyaren angesiedelt würden? . . . erfolgte die Antwort: „Diese würden ja dort im Gebirge verhungern; nur unsere Deutschböhmen können dort fortkommen" . . . Hierauf erklärte der freundliche Herr ganz rundheraus, daß man in Ungarn reindeutsche Ansiedlungen nicht zulassen werde.

Um nun zu erfahren, ob denn das wirklich und wahrhaftig so sei, wendete sich der Verfasser im Juli d. J. gelegentlich einer Audienz an Se. Exzellenz, den Ackerbauminister, Darányi Ignácz, welcher erklärte, er kenne diese Angelegenheit gar nicht und darum möge ihm hierüber Ausführliches geschrieben werden, was nächstens auch geschehen soll.

Die Vermutung, daß auch die k. k. Staatseisenbahn-Gesellschaft die Besiedelung Weidenheims mit scheelem Auge betrachte, kann aus dem Grunde keinen Glauben finden, weil die neuen Ansiedler nach wie vor fleißige, geschickte und zuverläßige Holzschläger sein und bleiben würden,

und weil Arbeiter mit halbwegs erklecklichem Grundbesitz sicherlich nicht so leicht streiken wie die besitzlosen.

Wie groß der Mangel an Grund und Weideland namentlich in den drei volkreicheren deutsch-böhmischen Dörfern bereits geworden ist, zeigt die folgende Übersicht.

Gemeinden	Zahl der		Grundbesitz in Jochen	Auf 1 Kopf entfallen Joche	Zahl der			Hutweide in Jochen
	Hausnummern	Einwohner			Rinder	Pferde	Schweine	
Weidenthal	167	946	1512	1·59	1004	56	144	403
Wolfsberg	150	897	1605	1·78	688	70	132	455
Szadowa	103	589	676	1·14	387	8	153	201
Lindenfeld	35	340	2475	7·27	155	36	53	122

Dabei darf nicht vergessen werden, daß der hier ausgewiesene Grundbesitz durchaus schwacher Grund der III.—VI. Klasse ist; nur Szadowa weiset einen kleinen Bruchteil Weizenboden aus.

V. Abschnitt.

Die Jahreszeiten mit ihren Arbeiten und Festen.

1. Frühling.

Die Schichten der im Winter gefallenen Schneemassen erhalten sich im Gebirge meist bis in den April hinein, selten beginnen sie in der zweiten Hälfte des März zu schmelzen. Je später dies erfolgt, desto rascher geht es vor sich. Wege und Stege sind dann schier grundlos. Fällt während dieses Vorganges frischer Schnee, der den alten „frißt", dann rinnen in den Gassen und Hohlwegen ganze Bächlein Schneewassers, die Bäche selbst schwellen gewaltig an und ihre Wasser überschreiten die Ufer der Temesch und richten da öfter bedeutenden Schaden an.

In den Stuben der Bergler „schnurren" noch fleißig die Spinn- und Spulräder, dazwischen sausen die Weberschiffchen nach jedem „Bum, — Bum, — Bumbum!" und Spulbüblein und Weber „schwieseln" (= pfeifen) in schönster Harmonie ein lustiges Stücklein dazu, während die kleineren Kinder bei ihren selbstgefertigten Hammer- und Stampfwerken, die von ober- und mittelschlächtigen Wasserrädern getrieben werden, viel beschäftiget und nur äußerst schwer in den warmen Stuben zu halten sind. Erspähen sie irgendwo den ersten „awen" (= schneefreien) Hügel, so wird dieser im Triumphe eingenommen und mit bloßen Füßen unter Gesang und Jubel fast breitgetreten.

Kaum sind Felder und Wiesen schneefrei, wird auch schon das Vieh scharenweise auf sie hinausgetrieben. Dem „Höitboum" oder dem „Höitdianla" wird ein Stück Schwarzbrot in einen Zwilchsack gesteckt, dieser dem Kinde um die Schultern geschlungen und vorne auf der Brust zusammengeheftet; so ausgerüstet trotzten diese Kinder dem Regen und den Stürmen. Unbewachtes Vieh wurde ehedem häufig, jetzt nur mehr selten, von Wölfen angefallen. Die Unsitte,

alle Wiesen und Felder um diese Zeit als Gemeingut zu betrachten, nimmt mehr und mehr ab.

Sobald die Wege fahrbar werden, beginnt das Ausführen des Düngers, wenn es nicht schon im Laufe des Winters geschehen ist. Im Gebirge werden zuerst die vorjährigen Kraut-, Flachs- und Erdäpfelfelder mit Sommerroggen bestellt, Hafer und Erdäpfel folgen in den Stoppelfeldern nach. Die für Kraut und Flachs bestimmten Grundstücke werden inzwischen mit besonderer Sorgfalt gedüngt, zweimal geackert (= zwiewrächt) und ersteres unmittelbar vor dem Versetzen der Kraut- und Rübenpflanzen ein drittesmal umgeackert.

Am 1. Maimorgen prangt hier und da ein mit bunten Bändern, Blumen und rotgefärbten Eierschalen reichverzierter „Maibam", den der Bursch seinem „Me'sch" (= Schatz) in der Nacht gesetzt hat. Ohne Neid, Schabernack und Verdruß lauft das „Maibamsetzen" selten ab.

Sobald das junge Gras auf den Gemeindehutweiden hervorsprießt, ist auch die Zeit gekommen, das Vieh nach den Geschlechtern in eine Ochsen- und in eine oder mehrere Kuhherden zu sondern und von den gedungenen Gemeindehirten gemeinsam zur Weide treiben zu lassen.

Zu diesem Ende bestimmt die Ortsobrigkeit einen Tag, an welchem jedes Haus seinen Viehstand zur bezeichneten Stelle treibt. Das Ganze sieht einer Viehausstellung ähnlich. Männer, Weiber und Kinder sammeln sich da bei den Viehherden an und mustern und kritisieren den Viehstand jedes Einzelnen. Stolz und selbstbewußt schreitet dort ein Bauer, hier eine Bäuerin hinter einer stattlichen Herde von Kühen und Kalbinnen einher, die alle rein- und glattgestriegelt und dazu auch noch „zäckelfoast" sind, während nebenan ein „struweliges" Mägdlein ein Paar ebensolcher Kühe unter die anderen hineinjagt und sich dann eilends davonmacht. „Dö Zwou hämend a 'n gänz'n Winta koan Striegl g'sehg'n! — Ausg'mist und eig'strat is eah a nöt woa'n! — Und 'n Hout kannt ma an Hüftnen afhänga", so tönt es unter den versammelten Männern.

Ganz besondere Aufmerksamkeit erregen die „G'meibummln" (= Gemeindestiere). Diese standen ehedem von Jahr zu Jahr in einem anderen Stalle und machten so die Runde im ganzen Dorfe. Ihre jeweiligen Wärter ernteten entweder volltönendes Lob, oder auch scharfen Tadel, oder zumindest spitze Reden, je nachdem der von ihnen gepflegte Stier aussah. — Zwischen diesen Tieren entsteht gewöhnlich ein hartnäckiger Zweikampf, der kleine Wetten, manchmal auch Verdruß und Streit veranlaßt, sobald man erfährt oder auch nur vermutet, daß der eine Bauer seinem Pflegling die Stirne mit Knoblauch eingerieben habe, oder falls er während des Kampfes stets hinter seinem Schützling hergeht und diesen durch „Hui! Bumml, hui!" zum Ausharren im Kampfe aneifert. — Seit einigen Jahren werden die Gemeindestiere (2 bis

4 Stücke in jedem Dorfe) im Gemeindestalle eingestellt und dort vom gedungenen Stierknechte gepflegt.

In den ersten Tagen des Mai (7.—10.) beginnen die Wälder zu grünen, das Heer der Wald- und Singvögel ist auch wieder vollständig gesammelt und stimmt morgens und abends seinen Lobgesang mit einer Macht und Erhabenheit an, die unbeschreiblich sind.

Mit dem frischen Grün der Wälder erscheint aber auch der erste Schwarm der gefürchteten Golumbatscher oder Kriebelmücke, die an anderer Stelle bereits gewürdiget wurde.

Der Sommeranbau im Gebirge dauerte in früheren Jahren bis in die zweite Hälfte des Monats Mai hinein, jetzt wird er oft schon im April beendet und die Szadowaer sind mit allen ihren Feldarbeiten ungefähr um 14 Tage den Berglern voraus.

Läßige Hausweber müssen jetzt noch einige Tage hindurch auf ihrem schmalen, schwankenden „Sitzbrett" schwitzen, während die andere Männerwelt mit fröhlichem Eifer und mit sehr viel Geschick an den Neubau von Häusern und Wirtschaftsgebäuden geht, oder sich nach irgend einem Verdienst umschaut. Die Art zu bauen ist früher geschildert worden. Hier sei nur noch des „Hebebieres" erwähnt, das jeder Bauherr in Gestalt von Wein und Branntwein verabreicht, sobald die „Heber" das Dachgerüste auf dem Neubau aufgerichtet haben. Lust-, Scherz- und Stichreden schwirren da durcheinander und manchmal gibt es auch Verdrießlichkeiten. — Weiber müssen diesen Arbeiten stets fernebleiben, weil sonst „g'wiß a Unglück g'schieht". Diese und die arbeitsfähigen Kinder behauen und behäufeln während dieser Bautätigkeit die Hackfrüchte, was ihre volle Tätigkeit auf Wochen hinaus in Anspruch nimmt. Ebenso besorgen sie in dieser Zeit auch das Bleichen der Leinwand. Manche Hausfrau sah früher mit freudestrahlendem Auge auf ihre 15 bis 20 „Zügl" (= Leinwandstücke mit 20—24 Ellen) Leinwand nieder, welche sie am Bachufer aufgespannt hatte. Heute kommt das, leider! nicht mehr vor, und man sucht dies durch das schlechte Gedeihen des Flachses zu rechtfertigen, so wie die „noble" Frau die Wirtshauskost, das Waschen außer dem Hause und andere Untugenden durch Gründe zu rechtfertigen sucht, die meist bei den Haaren herbeigezogen oder durch unrichtige Rechenexempel haarscharf bewiesen werden.

Die Zeit der Ostern gilt bei unseren Ansiedlern mit Recht als die „heilige Zeit". An jedem Abend der 40tägigen Fastenzeit wirft sich die ganze Familie auf die Knie, der Hausvater oder auch die Hausmutter betet vor, die anderen alle beten nach. Wer am Palmsonntag kein neues Kleidungsstück trägt, der ist „da Pälmesel", und wer drei „Pälmkatzla" verschluckt, der bekommt das Jahr hindurch kein Fieber. Das Auferstehungsfest selbst wird nur im christlichen Sinne,

in stiller, frommer Betrachtung gefeiert, weil die Natur in und auf den Bergen gewöhnlich noch nicht aus dem langen Winterschlafe erwacht ist. Die stets lebhafte Jugend unterhält sich beim „Oiaståka" freilich ziemlich laut und mehr durch lustige als erbauliche Gespräche.

Pfingsten sind im Gebirge das eigentliche Frühlingsfest. Wald und Flur prangen jetzt im üppigsten Grün und erfreuen im Vereine mit dem gewaltigen Chore der Waldsänger die Herzen unserer Bergler. Das ganze Haus ist zu diesem Freudenfeste gerüstet. Mit Spannung sieht man dem Pfingstsonntagsmorgen entgegen.

Beim Morgengrauen ertönen Horn und Peitsche des Kuhhirten, der heute seine Schutzbefohlenen in großer Eile durch die Dorfgassen jagt, der nahen Hutweide zu. Wer nun mit dem Melken der Kühe nicht rechtzeitig zuende kommt und diese dem Hirten nachtreiben muß, der wird dann unter dem Gelächter der vielen Zuschauer also begrüßt: „Pfingstlog'stoarm! — Bist im Bett vadoarm! . . . Bist wieda woan, wöi a ält's Köihhoan!" . . . Gar manche Kuh wird an diesem Morgen unausgemolken aus dem Stalle gejagt. Schon gegen 9 Uhr kommen die Hirten mit ihren Viehherden in's Dorf zurück und nun werden ihnen während des „Ei'treibens" die Pfingstkuchen verabreicht.

Von den über sieben Jahre alten Hausgenossen ist derjenige „da Pfingstlog'stoarm", der heute zuletzt das Bett verläßt.

Im Festgewande, mit einem „Busch" (Blumenstrauß) geschmückt, geht es am Vormittag in der fröhlichsten Feststimmung zur Kirche, am Nachmittage in die grünenden Felder und in den nahen Wald. Am Morgen des Pfingstmontags finden jene erwachsenen Mädchen, die tagsvorher ihre Kühe nicht rechtzeitig auf die Gasse brachten, am Hoftore einen alten Birkenbesen aufgepflanzt, der selbstverständlich so schnell als möglich entfernt wird; aber die neugierige Nachbarin hatte ihn doch noch am Hoftore prangen gesehen. Am Nachmittage wird auch ein Tänzchen im Wirtshause gewagt, obgleich unsere frommen Alten die Zeit hierzu als „allsz'hali" bezeichneten.

Viel und lebhaft erzählten unsere Alten vom „Pfingstlreit'n" und vom „Dråchn'stecha in Böihm' dahoimt", und wir Jungens verloren kein „Wartl" davon und malten uns diese entzückenden Veranstaltungen nach unserer Art aus mit dem allerheißesten Verlangen: „Scheh oamål wenn ma dös a sehg'n kannt'n!" . . . Und einmal sahen wir das „Pfingstlreiten" wirklich, u. z. 1847 in Weidenthal.

Am „Kranzltå" (Frohnleichnamsfest) hält es der Kuhhirte mit dem Aus- und Eintreiben seiner Herde genau so, wie am Pfingstsonntage. Die verspätet aus dem Stalle gekommenen Kühe aber kommen heute mit einem Kranze auf den Hörnern nachhause . . . Geweihte Zweige von den zierlich hergerichteten Altären werden in die Flachsfelder gesteckt, damit der Flachs recht hoch wachse.

In früheren Zeiten versammelten sich die Männer an Sonn- und Feiertagen des Nachmittags am Kirchenplatze, wo die jüngeren von ihnen dem Ballspiele eifrig oblagen; die älteren aber und die vor den Häusern sitzenden Weiber gaben die Zuschauer ab. Später wurde das Ballspiel durch das „Plattln“ verdrängt. Die Wirtshäuser blieben in jener Zeit so ziemlich leer, und, wenn sie auch bei schlechtem Wetter aufgesucht wurden, Wein ließen sich nur wenige, Branntwein aber nur die aus der Fremde hinzugekommenen „ausgepichten Säufer“ verabreichen.

Die ledigen jungen Leute hörte man an solchen Nachmittagen, nach Geschlechtern getrennt, in den Häusern lustige Weisen singen — bei Tage auf der Gasse zu singen, gilt als unschicklich — bald aber vereinigen sie sich, und nach einigen losgelassenen Witzen und kleinen Sticheleien ertönen schöne Chöre von Vierzeilern und anderen Liedern; dann löst ein Spiel das andere ab und endlich wird auch ein „Landla“ gestrichen, wozu man sich selbst eine Melodie singt oder eine solche auf einer Mund- oder Ziehharmonika vorspielt.

Nach eingenommener „Nachtsupp'n“ gehen die Verheirateten „a Wengal i's Doaf“, oder — wie andere sagen — „hutscha“, die kleineren Kinder tummeln sich noch eine Weile in den Gassen, während der erwachsene Bursche mit seinem „Schätz“ und dessen Eltern beisammensitzt. Zur Schlafenszeit oder auch früher finden sich die erwachsenen Burschen zusammen, und durchziehen singend und jauchzend die Dorfgassen, mit Vorliebe jene, wo Mädchen wohnen. In neuerer Zeit sammeln sich Burschen und Mädchen vor einem Hause und schmettern da ihre Weisen in die Nacht hinein. Die Weidenthaler singen mit Vorliebe die sogenannte „groußgoschate Weis“, welche ihrer Originalität halber hier in Noten beigefügt ist.





Josef Altmann.

Vor 60 Jahren, da auch der Verfasser die Gassen von Weidenthal als „Boasinga“ mit seinen Kameraden durchzog, geschah es nicht selten, daß eine „Bas'l“ (eine leutselige Hausfrau) den singend daherziehenden Burschen von ihrem Bette aus zurief: „Kröig i heut koa Stan-dl?“ ... Der Wunsch wurde gewährt. Die „Bas'l“ war aber schnell aus dem Bette, machte ein Spanlicht, goß ein „Malel“ süße Milch in eine große Schüssel am Tische, legte dazu einen Laib Brot, Messer und Blechlöffeln und lud die Sänger dazu ein.

Hier und da wird diesen nächtlichen Sängern vom Dorfrichter im Vereine mit den Nachtwächtern nachgestellt, um sie einzufangen und in der Wachstube „brummen“ zu lassen als ... Nachtschwärmer. Die Burschen nehmen dann über Zäune und Hausplätze Reißaus, finden sich in einer anderen Gasse wieder und treiben dann wirklich allerlei Allotria: Einem unfreundlichen „Neidhamml“ wird ein vor dem Hause liegender Holzblock hinweggewälzt, oder von dessen Brennholz ein Teil zum armen Nachbarn geschleppt; einer bösartig schwatzenden Hausfrau wird ein langes Stück Holz, eine „Spältn“, oder dergl. so an die Haustür gelehnt, daß beim Öffnen derselben das Holzstück einwärts fällt. Manchem wird der Wagen so umgestürzt, daß dessen Räder nach oben kommen, oder der Wagen wird zerlegt, auf ein flaches Dach gebracht und hier regelrecht wieder zusammengesteckt; auch Türen, Tore und Wege werden verrammelt u. a. solcher „Boumastückala“ mehr.

In jüngster Zeit werden aber manchenorts Handlungen verübt, die nicht mehr als „Boumastückala“, sondern geradezu als „Einbruchsdiebstähle“ klassifiziert werden müssen. . . Ob man sie aber mit Recht den Burschen zuschieben darf, ist eine wichtige Frage, die ehemöglichst gelöst werden sollte. . . Den vielen „armen Reisenden“, die hier so reichlich beschenkt werden, ist gewiß auch nicht viel zu trauen . . .

Und jetzt noch einen lustigen Gewaltstreich aus der Zeit der Militärherrschaft:

Szadowa besaß damals einen äußerst „gestrengen“, diensteifrigen St.-R., und dieser in dem alten „Patental-Invaliden“ R. einen noch eifrigeren Nachtwächter. Eines Samstags, nachts um 11 Uhr, hatte der Sing-Sang auf den Gassen noch immer kein Ende. Plötzlich sahen sich die lustigen Bursche von den Ortswächtern unter Kommando des Dorfgewaltigen umstellt . . . Flugs waren die „Nachtschwärmer“ über die geflochtenen Birkenzäune und liefen feldeinwärts der Temesch zu, wo sie sich bei der rumänischen „Löffelmühle“ wieder zusammenfanden. Die von hier zeitweilig ausgesandten Spione berichteten, die Kreuzung der beiden Gassen, die sie fast alle zu passieren hatten, um nachhause zu gelangen, sei von den Ortswächtern noch immer besetzt. Wie sollen da die Jungens nur durchkommen?

Am Rande des Mühlbaches stand ein junger Felberbaum, der war so stark unterwaschen, daß es nur eines kräftigen Ruckes bedurfte, um ihn auf den Weg nebenan niederzuringen. Dieses Bäumchen wurde nun ganz sachte in die nächste Gasse bis zum „Rigalmüllna“ gebracht. Hier ergriff jeder der Burschen einen Ast, und auf ein gegebenes Zeichen rannten sie mit dem Baume in Sturmeseile die Gasse hinauf, gerade auf die noch immer lauernden Ortswächter und ihren Kommandanten los. Erschrocken stoben diese auseinander, indem sie grimmig über die „Teuflsboum“ schalten, und der alte Patental-Invalide R. rief seinem mit einem Gewehre bewaffneten Nachbarn zu: „Schöiß zou! . . . Schöiß nea zou!“ was dieser aber wohlweislich unterließ.

Am nächsten Morgen stak der durch die Gasse geschleifte Baum mit seiner zerzausten Krone in dem Steinhaufen vor dem Hause des Dorfgewaltigen.

Mein Gewährsmann für diesen Vorfall ist der Schulinspektor Georg Scherbauer, der als Bauernbub die ganze Hetze selbst mitgemacht hatte.

2. Sommer.

Die erste und größte Sommerarbeit in unseren deutschböhmischen Ansiedelungen ist das Heuen, hier „Heugad“ genannt. Dieses beginnt im Gebirge in der Regel am Tage des heil. Johannes d. T., d. i.

am 24. Juni, in regnerischen, kalten Sommern aber um etliche Wochen später, und endet im September mit dem Grummetheuen.

Sensen, Rechen und Gabeln, lange Heuleitern, Leixen und Leixenringe, Seile, Wiesbaum und Radschuhe, alles das hat ein ordentlicher Bauer schon den Winter hindurch vorbereitet, und auch die Fächer der Mehltruhe müssen wohlgefüllt sein; denn „'s Heug'n is' a schwari Darwat", und zu einer solchen muß eine gute Kost sein.

Alle freuen sich auf's „Heugad"; denn es ist auch die schönste und lustigste Zeit des Jahres. Außer der besseren Kost bekommen die Männer blühweiße Hosen, die Weiber ebensolche Schürzen zu ihren blau- oder rotgestreiften Leinenkittelchen, und zum niedlichen „Miadaleiwla" noch rote Kopf- und Halstücheln. Eine Schar derartig ausgestatteter „Heugadsleut" mit ihren silberblinkenden Sensen, mit ihren niedlichen Rechen und Gabeln gleicht wandelnden Kobolden unter den niedlichen, duftenden Wiesenblumen.

Schon vor 4 Uhr morgens eilen die „Mahda, worunter auch junge Weiber und Mägde, mit ihren „frisch gedängelten" Sensen den betauten Wiesen zu, den klappernden „Kumpf" mit dem Wetzstein an einen rotweißgestreiften Lendenriemen.

Nach dem „Ausmoarchä" (= Begrenzen) der Wiese wird der geschickteste Mäher als „Voamåhda" vorangeschickt, diesem folgen der Reihe nach die stets mindergeschickten. Prahlhänse, die ihre Geschicklichkeit überschätzen, stellt man gerne zwischen zwei tüchtige Mäher, die dann ihren „Mittelmann" derart scharf vor- und nachmähen, daß dieser entweder „ausspringt", oder vom Hintermanne gänzlich „ausg'maht" (beiseite gelassen) wird. Schallendes Gelächter und beißende Witze ertönen nun von allen Seiten.

Hat man die erste „Måhd" hinter sich, dann wird ein kräftiger Jauchzer in den gegenüberliegenden Wald oder in die Berge hineingesendet, der ringsum von anderen Mähern in derselben Weise erwidert wird. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, so wie die gegen 7 Uhr morgens hinter den Bergen auftauchenden „Heugerinnen" mit der Morgensuppe werden gleichfalls mit fröhlichen Jauchzern begrüßt.

Die Heugerin breitet nun ein blühweißes Tischtuch an einer schattigen Stelle aus, ruft die Mäher zur „Moarg'nsuppe", während sie Brot in die Schüssel schneidet, die saure Milchsuppe darüber gießt und den um die Schüssel gelagerten Männern fleißig zuspricht. Nach ausgelöffelter Suppe löst die Heugerin einen zweiten Topf aus dem schneeweißen „Trå'kitzla", entleert denselben in die Schüssel, indem sie entschuldigend sagt: „Möißt's heut' scho mit'n Mehlmous valöi nehma, wal i d'n Håf'lbacha-Gonga koan Gröis nöt kröigt hå".

Nun greifen die „Heugerinnen" nach ihren Rechen, um das gemähte Gras auszubreiten und in „Hödastadla" einzuteilen. Nach kurzer Rast gehen auch die Männer wieder an ihre Arbeit. Mittlerweile

kommen 12—14jährige Bürschchen, hier und da auch solche Mädchen mit den langen Heuwägen gefahren, an welche in alter Zeit meist 4 kleinere, rumänische, jetzt aber zwei kräftige Schweizerochsen in Joche gespannt sind, lassen hier die Ochsen frei und hüten diese an den hierzu bestimmten Stellen. Auch sie jodeln und jauchzen wohlvergnügt der lachenden Sonne zu.

Sobald die Wiese ordentlich trocken geworden ist, werden die „Hödala" (kleine Heuschöberl) von gestern zusammengetragen und in „Schowastadla" zusammengestreut.

Zwischen 11 und 12 Uhr erscheint die junge Bäuerin, oder die Tochter einer alten, mit einer „Spitzkürm" (Rückentragkorb), der sie ein reichliches, warmes Mittagessen entnimmt, das mindestens aus zwei Gängen besteht, und ladet Alle zu der „Mittåsupp'n".

Die nächste Arbeit ist das Umwenden der „Schowa- und Hödastadla," und je nachdem sie früher oder später den nötigen Grad der Trockenheit erreichen, werden diese „afg'hödat", jene in Haufen zusammengeworfen, auf den Wagen geladen und gegen Abend heimgebracht. Der Eine kommt so mit „n Fouda", der Andere mit einer „Fuah", der Dritte mit einem „Fahrtla" und der Vierte nur mit „n Schnöl-l" Heu heim. In früheren Zeiten hatten die heimkehrenden „Heugerinnen" sich und Andre durch helle Jodler ergötzt.

So geht es nun bei günstigem Wetter fort, Tag für Tag, bis anfangs August der Roggen- oder Kornschnitt und das „Flåchsraffa" fast gleichzeitig beginnen. Bis gegen den 20. August ist auch diese Arbeit getan, der „Koanmanltanz" ist ebenfalls vorüber und das Heuen beginnt vom Neuen auf den stundenweit entfernten Wiesen, welche unsere Deutschböhmen teils von den Rumänen angekauft, teils von diesen oder von der Vermögensgemeinde gepachtet haben, oder auf welchen sie das Heuen um die Hälfte besorgen.

Um den langen Weg nicht täglich zweimal abschreiten zu müssen, wird auf diesen Wiesen gewöhnlich übernachtet, bei welcher Gelegenheit die Männer ihre Kochkunst zu erweisen haben. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß vor 50 Jahren das Heu auf diesen Wiesen per Fuhr auf 20 Kreuzer K.-M. (= 70 h) zu stehen kam, während sie heute mit 10 K und darüber gezahlt wird.

Während der Abwesenheit des Mannes vom Hause lasten auf der Hausmutter viele Sorgen und nicht wenige Arbeiten; aber unterkriegen läßt sich ein braves Weib niemals von ihnen.

Nun wäre auch die rechte Zeit für den Anbau des Johannisroggens, aber nur die Fleißigsten und Ordentlichsten kommen dazu, die Anderen verschieben diese Aussaat in den Oktober hinein.

Mit dem Grummetmähen wird endlich das lange Heuen im September beendet und nach kurzer Hafersernte die Zufuhr des im

Winter geschlagenen Brennholzes sofort begonnen. Das Flachsriffeln und das Flachsrösten sind die letzten Sommerarbeiten.

3. Herbst.

Nach dem Heuen ist wohl das „Erdäpfelgraben" die zweitgrößte Arbeit im Gebirge. Es beginnt in der zweiten Hälfte des September und dauert 4—5 Wochen, in neuester Zeit aber nicht mehr so lange, weil es jetzt auch mehr Arbeiter gibt. Sind die Erdäpfel gut geraten und nicht schwarz geworden, dann ist das Erdäpfelgraben gar keine zuwidere Arbeit, besonders an schönen Herbsttagen. Bringt aber jeder Morgen seinen schneeähnlichen Reif, und weht tagsüber ein schneidiger Nordwind über die öden Stoppelfelder, oder lagert gar ein naßkalter, dichter Nebel auf Berg und Tal; dann vermögen selbst die schönsten, größten Knollen kein zufriedenes Lächeln auf den Gesichtern der „Erdäpflgräwa" hervorzuzaubern. Für Kinder von 12 bis 15 Jahren ist das eine gar harte Zeit. Sie sollen und möchten auch im Graben ihrer Reihen nicht zurückbleiben, und helfen ihnen auch die erwachsenen Nachbaren mittels „a pâar Schoara" vorwärts, ihre Kräfte reichen doch nicht hin, es den „Grouß'n" gleichzutun, und es wächst ihnen gar bald wieder „a Schwoaf", der mannigfaches „Spöttln" und auch die Drohung veranlaßt, daß „'s Kirwag'wândta" heuer ausbleiben, und „'s Kirwageld" (5 bis 8 Groschen W.-W. = 20 bis 35 h) für heuer schier „kloa" ausfallen wird; dann steht Manchem das Weinen näher als das Lachen. Totmüde und steif vor Kälte kommen diese Leutchen oft in später Dämmerstunde nachhause, wo sie sofort mit dem „Spâlöiht" in den Keller eilen und da die zum Kellerloch hereingeschaufelten Knollen im Erdäpfelstande mittels einer Krücke gleichmäßig auszubreiten haben, was eine umso sauerere Arbeit ist, je mehr sich der Erdäpfelstand füllt.

Nach der Nachtsuppe fallen dem ermatteten Büblein auch gleich die Augen zu; allein die Mutter rüttelt es sanft an der Schulter, indem sie wehmütig, schier im bittenden Tone spricht: „No, so göih! schlâf nöt ei! Mia moiß ma o no flachsbräche... Bis um a zwölfi wöa ma heut scho fürti, i han o a dösmâl nöt goa fest ei'g'schob'n."

Am nächsten Abend der gleiche Vorgang, nur klingt in den Worten der Mutter eine gewisse Entrüstung durch, als sie sagt: „'s Böanlocha-Michal-Annamial is dâ g'west, und hat di z'n Nachtdresch'n ei'g'lâ'n."

Wie elektrisiert springt unser Bürschchen auf, eilt in die Scheune, reißt seine Drüschl vom Nagel und haucht in sich hinein: „Z'spât wiar i wôhl nöt kâma!.. 's Annamial wiad uns 's Koan umkeahn und afschüttln."

Um nicht mit der leeren Erdäpfeltruhe auf das Feld zu fahren, wird diese mit Dünger gefüllt und so Zeit und Wege ausgenützt.

Das Kirchweihfest, welches in Szadowa, Weidenthal und Wolfsberg am ersten Sonntage nach St. Gallus, in Lindenfeld um acht Tage später gefeiert wird, rückt immer näher, und wer es ungestört und frohen Herzens begehen will, der muß bis dahin sowohl mit dem Erdäpfelgraben als auch mit dem Einheimsen des Krautes und der Rüben fertig werden, weil das nun oft aufsichtslos herumstreichende Vieh überall Schaden anrichten würde; dann müssen auch noch einige Wagen Erdäpfel nach Reschitza zumarkte geführt werden, damit „'s Kirwageld" nicht zu wenig wird. Dies nebst mehreren Vorbereitungsarbeiten für das fröhlichste aller Feste muß nur so „zoula-fts" geschehen, weil eine eigene Zeit dazu niemals gefunden wird.

Nun ist die mit Sehnsucht erwartete „böhmische Kirchweihe" da. Die mit Kalk schneeweißgetünchten Häuser lachen jeden freundlich an, der jetzt durch die Gassen schreitet; der Hofraum ist sorgfältig aufgeräumt und nebst dem angrenzenden Gassenteile sauber abgekehrt; Kinderscharen springen, singen, tanzen und jubeln im Hause, im Hofe und auf der Gasse herum; „Kirwakoichal" und „Kirwafleck'n" senden ihre Wohlgerüche in die Gasse hinaus, was selbst jedem Fremden die Gewißheit verschafft, daß da eine Festesfeier bevorsteht.

Die „böhmische Kirchweih" erfreut sich in der ganzen Umgebung eines guten Rufes, der auch zahlreiche Gäste anlockt, u. z.: Alte Bekannte und Verwandte aus der banater Ebene, steirische Holz- und Eisenarbeiter aus Franzdorf, Reschitza, Steierdorf etc., slovakische Kohlenbrenner und dann Rumänen, Zigeuner u. A. aus allen Nachbardörfern. Je mehr Gäste im Hause, desto mehr Ehre.

Die Küche bietet das Beste im reichlichen Maße, und der Keller, wenn schon selten den edlen Wein, der ehedem in gesegneten Weinjahren gegen Erdäpfel eingetauscht worden, so doch fast allenthalben den sogenannten Branntwein, der seit neuerer Zeit nichts anderes ist, als verwässerter Spiritus mit allerhand schädlichen Zusätzen.

Das Fest dauert in der Regel drei Tage und gestaltet sich umso fröhlicher, je reichlicher die Ernte ausgefallen ist; es ist das eigentliche Erntefest.

An jenen Orten, wo kein eigener Pfarrer vorhanden, erscheint der Pfarrherr des Kirchsprengels am Kirchweihmontag, hält da feierlichen Gottesdienst und ehrt das Fest als Gast des Lehrers, zeitweise auch durch einen Besuch auf dem „Tanzboden".

Der Tanz beginnt nach dem Mittagsessen und dauert stets bis nach Mitternacht. In früheren Jahren wurde nur der gemütliche Ländler getanzt, später aber kamen hinzu: Polka, Zepperlpolka, Zwei- und Siebenschritt, Schottisch und Mazurka.

Ohne Streit und Zank läuft selten ein Tanz ab, aber zu Tätlichkeiten kommt es noch seltener, zum Messer wird niemals gegriffen; dies sei zur Ehre unserer deutschböhmischen Ansiedler im Banat hier niedergeschrieben.

Am „Kirwairrta" beginnen die „Fleck'nsammla" schon vormittags das Dorf von Haus zu Haus zu durchziehen, voran die einheimische Musikbanda, einen Marsch spielend, dann die Burschen, einige lustige junge Männer und einige alte „G'spoasmächa", welch letztere eine „Foudakürm" mit den gesammelten Kuchen mitschleppen.

Unter Jauchzen und mit fröhlichem Gruß kommt der Zug in die große Stube. Die Musikanten spielen zu einem Tänzchen auf, wozu alle weiblichen Hausbewohner, selbst alte Mütterchen und kleine Mädchen, von den Fleckensammlern aufgefordert werden. Nach diesem eilen die Tänzerinnen, voran die Hausmutter, in's „Extrastüwl", und bringen von dort ihre Gaben für die Fleckensammler, wofür sie ein kräftiges „Vageltsgott" und noch ein Tänzchen ernten. Alle guten Bissen im Schrank, in der Bratröhre, im Keller und auch bereits aufgetischte sind in Gefahr, von den Spaßmachern stibitzt zu werden; und: „Wöa 'n Schä'n hät, döaf süa 'n Spött nöt soarg'n!"

Die Bewohner des Hauses werden noch für den Abend zum „Kiahraus!" in's Wirtshaus geladen und dann geht es unter Hetz und „G'spoas" zum Nachbar u. s. w. fort durch's ganze Dorf. Nachmittags wird am Kirchplatz auch noch der aus den banater Schwabendörfern stammende „Hahnenschlag" unter großem Zulauf und viel „G'schroa" vollzogen.

An diesem Tage erscheinen auch die ärmeren Rumänen aus den benachbarten Dörfern, bei welchen unsere Deutschböhmen auf ihren Marktfahrten Nachtherberge finden, und sammeln sich da ganze Wagenladungen an Erdäpfeln, Rüben und Krautköpfen, die ihnen molterweise gespendet werden.

4. Winter.

Dieser beginnt für unsere banater Deutschböhmen erst mit dem November, wenn vorerst noch die nötige Stallstreue zugeführt, das Flachsbrecheln, Flachsschwingen und Flachshächeln beendet und noch etliche Erdäpfelfuhren zumarkte gebracht sind. Stellt er sich aber mit einem ausgiebigen Schneefall früher ein, dann wird über die bösen Berge und über das kalte Klima bitter geklagt, ja, sogar geschimpft; aber fort von diesen Bergen will doch keiner, und muß er einmal doch fort von ihnen auf kürzere oder längere Zeit, er kehrt seelenvergnügt wieder zu ihnen zurück.

Hier in den Bergen ist der Winter ein ganz rauher Geselle. Schon seine Dauer (25 bis 26 Wochen) erschreckt viele. Innerhalb

eines Vierteljahrhunderts kam es ein einzigesmal vor, daß der erste Schnee bis zum letzten Faschingstage auf sich warten ließ, dafür aber umso reichlicher fiel. Die Gebirgsansiedelungen sind oft buchstäblich eingeschneit, weil es dann unmöglich ist, den über meterhohen Schnee zu durchbrechen. Und gelingt dies auch mittels Ochsen und Schneepflügen auf kurze Strecken, so ist eine Stunde später der hergestellte Schneegraben — Weg kann man ihn kaum nennen — durch Schneewehungen wieder gefüllt. Stock und Staude, Zaun und Wege verschwinden im Schnee, ja, sogar von einzelnen Häuschen ragen nur die Rauchfänge aus den Riesen-Schneewehen hervor, so, daß deren Bewohner förmliche Schächte in dieselben eintreiben müssen, um freien Ausgang zu gewinnen. Die Dachsparren krachen unter der Schneelast und mahnen die warmgehaltenen Bewohner unter ihnen an das Abschaufeln der Schneelast. Wer sich um diese Zeit allein auf einen längeren Weg macht, setzt sich der Gefahr des Erfrierens aus.

Bei etwas lauem Wetter setzt sich der Schnee tagsüber, und des Nachts friert seine oberste Schichte zu einer festen Kruste, auf welcher nicht bloß die Tiere des Waldes, sondern auch Menschen sorglos dahinschreiten: „Da Hoſt trägt!"

In der Mittagssonne verliert die Schneerinde manchmal ihre Tragfähigkeit für Menschen und auch für die Rehe, während Hunde, Wölfe, Füchse u. A. darüber hinweglaufen können. Das ist nun eine traurige Zeit für die armen Rehlein, während Hunde, Füchse und Wölfe sich darob freuen . . . und auch manche Menschen . . . Selbst den uralten knorrigen Riesenbuchen springt und kracht das harte Herz im kalten Leibe ob der Gräßlichkeiten, die sie da unter der herrlichen Gottessonne zu schauen bekommen . . . Die Wölfe unter den Waldbewohnern werden, gottlob! alljährlich weniger, aber die Wölfe unter den Dorf- und Stadtbewohnern werden immer zahlreicher; sie seien einem wachsamen Auge des Gesetzes empfohlen . . . Das Heer der kleinen Wölflein aber, welches die gegen Hunger und Kälte in den Dörfern massenhaft schutzsuchenden Goldammern, Finken, Meisen und Schwarzplättchen mittels Haarschlingen und Schlaghäuschen zuerst in die Gefangenschaft und dann in den Tot treibt, diese Wölfleins empfehle ich ihren warmherzigen Müttern, ihren vernünftigen Vätern und ihren braven Lehrern sehr dringend, damit sie dem am Fenster pickenden und bittenden Vögelein einige Körnlein Nahrung — ohne barbarische Schlingen — hinausreichen und so frühzeitig Barmherzigkeit üben lernen, damit auch ihnen Barmherzigkeit widerfahre . . .

Die erste Winterarbeit war früher das Dreschen des Roggens und des Hafers, wenn dieser nicht schon im Herbste durch Pferde oder auch Ochsen ausgetreten worden war. „Vor Weihnacht muß ausgedroschen sein", hieß es damals. Anfänger können bei dieser Arbeit selten den Takt einhalten, blaue Flecke und mancherlei Späſſe unter-

laufen dabei: Mädchen werden von Burschen in eine Strohschütte eingebunden, aber manchmal auch umgekehrt. Starke, robuste Weibspersonen wagen mit schwächeren Männern einen Ringkampf, und Alle versuchen sich im „Drüschelheb'n". Das Ende des Dreschens wird mit dem „Dreschabia" gefeiert, das eigentlich Branntwein ist. Seit neuerer Zeit wird alles Getreide mit einer Handdreschmaschine bald nach dem Schnitt gedroschen. Wie jede Maschine, hat auch diese bereits einige Opfer gefordert.

Die arbeitsfähigen Mannspersonen von Wolfsberg gehen fast alle, von Weidenthal und Lindenfeld viele in den Holzschlag. Das im Winter geschlagene Scheiterholz wird im Frühjahr, Sommer und Herbst hindurch in Meilern verkohlt und die Kohlen der österr.-ungar. Staatseisenbahngesellschaft abgeliefert.

Die nötigen Holzspäne zur Beleuchtung wurden einst auch um diese Zeit für's ganze Jahr gehobelt, heute ist aber fast in allen Häusern die Petroleumlampe anzutreffen. Ein ordentlicher deutschböhmischer Bauer erzeugt fast alle häusliche Einrichtung, sowie alle hölzernen Haus- und Ackergeräte selbst, und gibt nur wenig oder gar kein Geld für derlei Dinge aus.

Ältere Männer und junge Bürschchen, welche im Holzschlag nicht zu brauchen sind, setzen sich zum Spinnrad und spinnen täglich ihre Strehne Garn. In neuerer Zeit hat diese Beschäftigung nachgelassen und einige Männer halten das Spinnen für eine ihrer unwürdige Arbeit. Früher gab es Hausmütter, die allwochentlich sieben Strehnen, à 15 Schock zu 60 Fäden, feines Flachsgarn spannen und dabei ihre Arbeiten in Haus und Stall besorgten. Diese saßen um 5 Uhr morgens bei ihren Spinnrädern und machten vor 10—11 Uhr nachts keinen Feierabend. Die aus Haselbach und seiner Umgebung stammenden Weiber spannen mittels Spindeln das schönste, feinste Garn; weil man aber mit dem Spinnrade weit mehr ausrichtet, kamen die Spindeln gänzlich außer Gebrauch.

Zur Abwechselung gehen jüngere Weiber zur Nachbarin „in Rôka", um da den ganzen Tag und auch des Nachts zu spinnen; das heißt „Rockaroiſ'n". Diese sind in der Regel sehr willkommen und werden von der Hausmutter mit aller Zuvorkommenheit behandelt: Ein verabreichter, angeschnittener Laib Brot, in dem ein Messer steckt, macht unter den Spinnerinnen die Runde, während die Hausmutter unablässig mahnt: „Schneit 's sei hint' umi!" ... Von seltenen Speisen erhalten die „Röckaróiſ'n" zu kosten, und vor dem Feierabend werden gehälftete „Doarſt'n" (= Stockrüben) verteilt, die von den Spinnweibern ganz hohl „ausg'schuart" als Erfrischung genossen werden. „Falba" (= Beeren von der Eberesche), Holzäpfel und Holzbirnen werden bei dieser Gelegenheit ebenfalls als Erfrischung genossen. Wie da bei den schnurrenden Rädern nicht nur manch fröhliches Liedchen

erschallt, sondern auch öffentlicher und geheimer Tratsch gepflegt wird, läßt sich begreifen.

Nach der Abendmahlzeit finden sich oft auch die Männer von den „Röckaroisʼn" bei diesen ein. Nun werden „Ma-la" (= Märchen) erzählt, Lieder im Chor gesungen, zeitweise auch vorgelesen und witzelnde Gespräche geführt, ferner das angegebene Gewicht der geschlachteten Schweine bezweifelt, der Preis der Ochsen und Kühe besprochen u. v. A. Unsere Alten sprachen und träumten bei ähnlichen Gelegenheiten sehr viel von der alten Heimat im Böhmerwalde.

Mein Stiefvater erzählte gerne folgende Geschichte: „I da Kohlum dahoimt isʼ amål a Rößhöita gʼwest. Bʼn Austreibʼn und bʼn Eitreibʼn hât a ållemål sani Rößla zählt. Damål hâtʼs voan Eitreibʼn sa-krsch zʼn renga aʼgʼhebt, und dâ hât si ma guata Roßhöita af oas v sani Rößan afgʼsetzt und hât die ånen hoamtriebʼn. Bʼn zählʼn hat a åwa heut ållemal um oas zʼweng außabrât, wal a af dös Roß hinta san Ar. vagessʼn hat... Ea reitʼ wieda zʼruck, soucht ålli Gram und Löcha å, find åwa koa Röß nöt.... Wås denn dös Roßluada nöt dahoimt in Ståll stöiht? ... denkt a si, und reit zʼn Roß san Bauan hi. Da Baua sitzt gʼråd ba da Nåchtsuppʼn.. „Isʼ enka Röß hoamkömma?" schreit a zu Fenza eini... Da Baua loußt si bʼn Essʼn nöt irr måcha und schreit scheb außi: ‚Mi frågst!.. Bin denn i da Rößhöite?.. Woart no! afʼs Gor red ma a ånas Wartl mitanåna!ʼ

Dös Woart höan und zʼgleichafouß ʼn Wåld zouzʼsprenga, is Oas gʼwest. Und öi irga ʼs Röß gʼrennt isʼ, öi irga hât a gʼschöltʼn und dreigʼhaut. ʼs mou ʼn scho... unsa Heargött pfölt uns davoa!... bʼn Zwifackla gʼhât håm, wal a scho lång ba koana Beicht gʼwest isʼ...

Bʼn ållanagsʼn Bam hålt a stad, tout ʼn Röß dʼ Hålften owa und dahängt si... Und sida deara Zeit wåtztʼs i den Wåld...

Kümmt ma ba da Nacht eini, isʼ ma a glei vafüaht und koana woaß meah aus owa r å... „Dåhöa!... Dåhöa!"... höat ma Oan schrei.. Da Mensch denkt af ninx Unrechts und göiht hålt af dö Stimm lous... Af oamål stöiht a in an Krix drin, owa goa in an Gʼmos (= Sumpf), und kå nimma hintri und nimma vüri... Af oamål pläschtʼs hintar eam i dʼ Händ und låcht:... Der Erzähler tut das ebenfalls recht kräftig mit seiner Fistelstimme: „Hi, hi, hi!... Hi, hi, hi!"

Bei diesem Schlusse erschraken Kinder und Spinnerinnen so gewaltig, daß den zitternden Händen dieser letzteren der Faden entglitt, und nach einem tiefen Seufzer riefen alle wie aus einem Munde: „Alle guatʼn Geista!... Dös isʼ v da leibhåfti Stölzl gʼwest!.. Na! Wöi mi dea Ding ötza daschreckt hat!

Dann gab es in „Böihm dahoimt" einen geizhalsigen Bauern, der inmitte der Mahlzeit seinen Löffel wischte und niederlegte, indem er sagte: „Vagelts Gött!.. Wenn dʼs Alle so gʼnöigʼn höitʼs, wöi

i, nächha hearat's a af, und hewat ma r uns 's af moarg'n af"... Niemand folgte seinem Beispiele, und so griff der Bauer auch wieder nach seinem Löffel und aß tapfer weiter.

Ein Anderer schnalzte nach einer guten Mahlzeit mit der Zunge und rief: „Vagelt's Gött! und g'seng's Gött! .. und schläg deara'n' Buckl voll, dös köcht hät."

Bei einem Dritten drohte die windschief verdrehte Suppenschüssel am niedrigsten Rande überzulaufen. Der Bauer ergreift mit Hast seinen Löffel und schöpft damit die Suppe von dieser Stelle auf die gegenüberliegende höhere Randstelle. Diese und ähnliche Schnacken haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die ledigen Spinner und Spinnerinnen gehen mit Ausnahme des Samstages und des Sonntags schier täglich in „Röcka" zusammen. Unter Lachen, Gesang und allerhand „G'spoas" wird da „z'wett g'spuna", welche Spule zuerst voll- oder welcher Rocken zuerst leergesponnen wird.

Während der „Sitzwal" kommen auch die nichtspinnenden Burschen singend und jauchzend herangezogen, treten mit Gruß und witzigen Bemerkungen in die Spinnstube, wo jeder an einem Spinnrade vorübertrachtet und „d' Schnua austout", was die betreffende Spinnerin mit einem Schlag nach der frevelnden Hand, mit einem derben Wort, mit einem gelassenen „No, no!" ... hier und da auch mit freundlichem Lachen oder wohl gar mit errötenden Wangen hinnimmt, jenachdem der kecke Bursche ihr eben „a'stöiht" ... Dasjenige Mädchen, dem die Spinnradschnur nicht ausgehakt wird, betrachtet sich als zurückgesetzt, ein anderes, dem sie vom „Unrächt'n" ausgehakt wird, ist tief beleidiget und ein drittes, das die Schnur schon zum drittenmale einhängt, blickt befriedigt um sich und „greint" lachenden Gesichtes mit den Missetätern.

Haben die Burschen endlich auf den langen Wandbänken oder gar auf den Bettstätten sich niedergelassen, auf ersteren etwa auch schon einen „chudiwarer" Zaun (dachziegelartig aufeinandergelegt) hergestellt, dann wechseln Scherz- und Stichworte mit schönen Choralgesängen ab, oft bis Mitternacht und darüber hinaus, jenachdem eine kürzere oder längere „Spinnacht" gehalten wird.

Hier und da greift ein Bursche nach der Flachs- oder nach der „Werchrupfa", um aus derselben einige Fasern abwärts zu ziehen so, daß diese nur mehr ein wenig haften bleiben und sagt dazu: „Was denn dea hälln wiad owa nöt?" .. Die herabgezogenen Fasern bedeuten nämlich einen Burschen ... Das Mädchen sucht aus verschiedenen Umständen den Namen des symbolisierten Burschen zu erraten, spinnt dann die herabgezogenen Fasern an und, jenachdem es gewillt ist, seine Herzenswünsche dem Fragesteller gegenüber zu offenbaren oder geheim zu halten, derart zuende, daß sie entweder stets an der „Ru-

pfa" haften bleiben, oder sich von derselben loslösen. Im ersten Falle „hält" der vermeintliche Bursche, im andern ist er „o'g'rissn", d. h.: er ist dem Mädchen nicht bestimmt.

Ein- bis zweimal springt das junge Völkchen bloßfüßig in den Schnee hinaus, wo eines das andere in den kalten Flaum taucht unter gellendem Geschrei und überlautem Gelächter. Wer dabei am längsten aushält, feiert auch eine Art Triumph.

Nach beendeter Spinnzeit werden „d' Ogn (Flachsabfälle) v'n Biadala g'straft", die Spinnräder nebst Rocken auf Tisch und Bänke gestellt, in aller Eile ein Tänzchen aufgeführt und dann heimwärts geschritten.

In manchem stillen Hause spinnt die Hausmutter vergnügt bis tief in die Nacht hinein, indes der Mann auf „da Hoizlbänk" oder an der Hobelbank emsig schafft und dazu „Eins" pfeift.

Mit der Adventszeit wird auch in solchen Familien, in welchen das gemeinsame Abendgebet über die Zeit der großen Arbeiten von der Tagesordnung abgesetzt ward, diese Hausandacht wieder aufgenommen. Selbst Nachbarsleute, die unterdes in „Rocka, owa i's Doaf kömmend", beten knieend mit, wenn sie es nicht vorziehen, den Schluß der Andacht im Hausflur abzuwarten.

Wenn die heilige Nacht zu den blankgeputzten Stubenfenstern hereindämmert, haben die schweigsamen Kinder für das Schimmerl am Schlittchen des Christkindleins bereits ein Bündelchen des besten Heues nebst einer reichlichen Gabe an Hafer im Hausflur zurechtgelegt, und zählen jetzt die Schüsse, welche diesen Abend zuehren des Christkindleins aus allen Schießwaffen abgefeuert werden. Der erste Schuß zum geöffneten Fenster hinaus gebührt dem Vater, die zwei noch folgenden sind schon längst an die beiden Söhnlein vergeben. Der kleine „Hännesl i da Kutt'n" darf den letzten dieser Schüsse losdrücken, wobei der Vater das Gewehr hält und die Mutter ängstlich abmahnt, bis der Schuß kracht. Erschrocken macht die Mutter einen Satz nach ihrem „Hännesla", dieser aber sieht sich selbstbewußt nach seinem älteren Bruder um und patscht vergnügt in die Hände.

Alle Hausgenossen bis auf die Hausmutter und die kleinsten Kinder schicken sich an, in die „Mett'n" zu gehen, nachdem sie vorerst für die Christbescherung auf den Tisch gestellt hatten: Die Kinder jedes eine große Schüssel, die Erwachsenen einen Hut, einen Schuh, einen Brotkorb — der große Bruder will sogar „d'Foudakirm" herzutragen, wogegen aber die Jüngeren feierlichst protestieren.

Die nächsten Häuser um die Kirche füllen sich langsam mit Leuten, die sich die Zeit mit Erzählen von Wundern und anderen Begebenheiten aus der alten Heimat verkürzen. Dabei kommen heute auch zungengewandte Weiber an die Reihe. Die ledigen Leute halten sich mehr abseits und gießen Blei. Manche von ihnen möchten gar so

gerne das liebe Vieh im warmen Stalle punkt zwölf Uhr nachts sprechen hören, wenn nur auch für ganz gewiß keinerlei Gefahr dabei wäre; die kleinen Leckermäuler wieder möchten gerne eine Ecke der dicken Tischplatte eine Weile zwischen ihre Zähnlein klemmen, um den Augenblick zu erhaschen, in dem alles Holz zu „Lebzelt'n" wird; aber ... entsetzlich! ... falls sie das dicke Stück Lebkuchen nicht rechtzeitig lose kriegten, würde dasselbe abermals in Holz verwandelt und sie müßten mit fest eingeklemmten Zähnen Jahr und Tag am Tische kauern, bis die wieder zu Lebkuchen gewordene Tischplatte das Gebiß wieder freiläßt.

Selbst das erwachsene Mädchen kämpft mit Not die Zauberformel nieder, mittels welcher es seinen Zukünftigen zum Erscheinen zwingen könnte. Neugierde und Furcht vor der etwa unerfreulichen Gewißheit halten sich das Gleichgewicht.

Nach der „Mett'n" eilt Alles nachhause, voran die Kinder, um zu sehen, ob denn „'s Christkin'l scho käma is'." ... Wenn nicht, dann trösten sie sich einstweilen bei den am Tische dampfenden und duftenden „Mett'nwürsten", die freilich manchem Nimmersatt über die ganze fröhliche Weihnachtszeit den Magen gründlich verderben.

Am nächsten Morgen hüpft das kleine Volk schlaftrunken aus den Betten, um die Schüsseln mit den herrlichen Gaben in Empfang zu nehmen: Buntbemalte Reiter, Puppen und mächtige Herzen aus Lebkuchen, braune Hasel- und wälsche Nüsse, mohrenschwarzes Dörrobst und Äpfel mit Wangen, die an lieblicher Röte mit jener an den Kinderwangen wetteifern, zählen die Glücklichen aus den Schüsseln heraus und wieder in diese zurück; dabei wird es der Mutter nicht leicht, die Gerechtigkeit und die Unparteilichkeit des Christkindleins aufrecht zu erhalten.

Auch die Erwachsenen finden in ihren „untergestellten" Behältern kleine Gaben, aber in sehr ungleichem Maße, was auch unter ihnen einen lustigen Streit anfacht, der jenen der Kinder übertönt und endlich mit allgemeiner, ungeheuchelter Freude endet.

Die kleineren Kinder finden auch bei „da Dout", bei „da Nala" und bei anderen Verwandten eine Gabe vom „Christkin'la" vor. Die „Gart" (Rute) für die schlimmen Kinder beschert das Christkindlein jetzt immer seltener, und das mit Recht; denn gute, brave Eltern gebrauchen bei der Erziehung ihrer Kinder nur höchst selten die Rute.

Heu und Hafer im Hausflur sind richtig verschwunden, die Spuren davon reichen bis auf die Gasse hinaus, und der kleine Toni mit den klugen Augen, der die Spur des Pferdes und des Schlittens im Schnee vergebens sucht, wird von den älteren Geschwistern belehrt, wie das liebe Christkindlein mit Pferdchen und Schlittchen durch die Luft dahinfährt, ohne den Boden zu berühren ... Der Toni reißt Augen und Mund verwundert auf, blickt fragend nach der Mutter und gibt sich

nur halb und halb wieder zufrieden, als diese die Erklärung der älteren Geschwister ernsthaft bestätiget.

Der erste Weihnachtstag gehört ganz der Familie und der Kirche, am Nachmittage des zweiten aber erlaubt sich die Jugend mit Zustimmung der betreffenden Hausmutter in den Privathäusern schon ein Tänzchen, aber ohne Musik. Am dritten, dem „Johannitage", wird nachmittags „schöi- und stoarktrunka", wozu auch die der Schule entwachsenen Knaben vom Hausvater etliche Kreuzer erhalten.

Sylvesterabend wird nicht und das Neujahr in ganz bescheidener Weise gefeiert. Allenthalben trachtet man, den Hausgenossen, den Verwandten und Bekannten „'s Nuigâr â'z'g'winna", d. h. ihnen zuerst mit dem Wunsche entgegenzukommen:

„Wünsch Da (oder Enk) a glückseli's nui's Gâr!"
„'s Christkin'l im kraustn Hâar!"
„A lâng's Le'm'"
„Und 's Himmlreich dane'm!"

Anstatt des Wortes „Himmlreich" wird je nach der Person und den Verhältnissen, in welchen der Wüschende zu dem „Angewünschten" steht, auch gewünscht: „'n Beutl völl Geld" . . , „a routköpfads Dianl", . . . „'n schellsoußad'n Boum" . . . „'n Buckl voll Schlä'" u. s. w.

Zu „Heiligen-Dreikönig" sinkt das Thermometer oft auf 15° R. unter Null, oft noch tiefer herunter; trotzdem aber eilt die Jugend am Vorabend zur nächsten Kirche, um da Salz und Kreide weihen zu lassen und das heilbringende und übelverscheuchende „Halen-Dreikini-Wâssa" in Steinkrügeln und Flaschen heimzubringen, welche Behältnisse aber nicht selten von dem darinnen gefrierenden Wasser zum Bersten gebracht werden, namentlich, wenn der Weg zur Kirche, wie in früheren Zeiten, 3—4 Stunden lang war. Dieser Gang bleibt stets ein froher, auf den sich die Jugend wochenlange vorher freut.

Seit 1846 kommt es vor, daß der Pfarrer in Begleitung des Meßners und eines Trägers von Haus zu Haus wandert und jedes einweiht, wofür der Hausvater eine Gabe an Geld, die Hausmutter eine solche an gehecheltem Flachs darreicht. Der Pfarrer schreibt mit geweihter Kreide auf die Innenseite der Stubentür: „C+ M+ B+", der Hausvater schreibt das Gleiche auf alle anderen Türen im Hause und im Stalle, und die ihn dabei begleitende Hausmutter besprengt alle Räume mit dem „heil. Dreikönigswasser", das auch gegen Blitz- und Hagelschlag, gegen schwere Krankheiten sowie gegen verhexte Kühe angewendet wird. Das geweihte und gepulverte Salz wird angefeuchtet zu einem flachen, in der Mitte durchlochten Kuchen geformt, getrocknet und mittels einer Schlinge an einem trockenen, sicheren Ort aufgehangen. In neuerer Zeit ziehen auch die „Halen-Dreikini-Singa" in

den 4 Dörfern herum und spielen ihr Stück in den Häusern mit Ernst und Geschick recht fleißig.

Nach dem Feste der heil. drei Könige werden Gesang und Tanz an Sonn- und Feiertagen in den Privathäusern wieder aufgenommen. Eingeleitet wird ein jedes Tänzchen mit folgendem Ringareiha-Gesang, wobei Knaben und Mädchen abwechselnd innerhalb des Ringareiha-kreises sich aufhalten:

Kühr 'as Lau! wohl kühr 'as Lau!
wohl unta meine Füaßen.
Hab ich valoan mei treues Liab;
Wo wer' ich's wieda finden?
Dur' und dur' den Tannabear!
Das Kindlein liegt in Aalen!
Und wea mi öitza nehma wül,
Dem wer i schon gefallen.

Nun löst sich der Ringareihakranz, und die innerhalb desselben Gestandenen wählen je einen Tänzer, beziehungsweise eine Tänzerin zum Reigen, wozu Alle singen:

Schä-zl gefallen, geh mit mir zum Tanz!
I liab Dich vor Allen, die Treuheit is' ganz.

Wenn du mei Schätz willst sei,
Muaßt du mi liab'n allei!
Drah di a weng umatum,
Und a weng ei!

O Lippl stöih af
Und tou d' Supp'n kocha!
Da Wei is' im Sta'l
Tout Fouda mácha.

's Ka-spl is' kömma!
Wäs hät a mia 'brät?
A Rin-gl am Finga,
A Töi-chl im Säck.

's Rin-gl is' g'sprunga
In tausend Trümma!
Öz mag mi schwärzaugat's
Dianal nimma.

Da Lippl und da Lenz
Hämend a oaseitats Men'sch;
Und da Lippl hät's nöt g'wißt,
Däß 's Men'sch oaseitat is'.

In den drei letzten Faschingstagen kann man auch solche Leute auf dem „Tanzboden" sich wie toll geberden sehen, die sonst dem Wirtshause das ganze Jahr hindurch ferne bleiben; denn so hoch man beim Faschingstanz springt, ebensohoch wächst der Flachs im nächsten Sommer.

Die Masken erscheinen des Nachts paarweise zum Tanze, meist in Lumpen gekleidet, machen da ihr Tänzchen und treiben allerhand „Fäx'n". Die Musikanten werden von ihnen mit in Papier mehrfach eingewickelten Münzen bezahlt. Am Faschingdienstag zieht ein großer Zug Faschingsnarren durch das Dorf unter Vorantritt einer Musikbanda. Hier und da kehrt er in ein Haus ein, um da bewirtet zu werden, alle auffindbaren Eßwaren mitzunehmen und allerlei Schabernack zu treiben: Einer spielt den Rauchfangkehrer und lugt nach Selchfleisch aus, andere verkaufen Hobelspäne anstatt Bänder, alte Papier- und Leinwandstreifen als Spitzen, kurzgeschnittenes Reisig für Zündhölzchen, Amulette u. A. Ein Teufel will die Mädchen holen, die sich unter gellendem Geschrei in alle Winkel flüchten, während ein anderer als Kur- und Hufschmied Menschen und Vieh beschlägt und aus dem Ff kuriert. Zigeunerinnen schlagen Karten auf und deuten die Linien der Hand. Erlös und Beute werden im Wirtshause verzehrt.

In der Fastnacht dauert der Tanz nur bis 12 Uhr Mitternacht, dabei wird mit weinerlicher oder gar heulender Stimme gesungen:

„O weh! Aus is's um mi!"
„Und valassen bin i;"
„Wal i heua i da Fåstnåcht"
„Wieda uwablieb'm bin i."

Das „Faschingbegraben" ward von der Grenzbehörde nicht geduldet. Der Lehrer in Szadowa mit einigen anderen wurde dawegen in den Kompagnie-Arest gesperrt. Der „Bålwiratånz", der in früheren Jahren gelegenheitlich des Fastnachttanzes aufgeführt wurde, ist jetzt gänzlich aus der Mode gekommen.

Zu Beginn der vierzigtägigen Osterfasten ist die Zeit gekommen, in der das Weben der Leinwand beginnt, damit bis Ostern nicht bloß „z'såmmg'spuna", sondern auch „z'såmmg'wircht" ist. Die meisten der Hausväter verstehen das Weberhandwerk und weben die Hausleinwand auf dem selbstgefertigten Weberstuhle; nur ausnahmsweise wird auch dieser oder jener Nachbarin, Schwägerin etc. ein Stück Leinwand gewebt, wofür diese dem Weber Flachs oder Werg spinnen hilft. Auch „'s Wewazui" (Weberzeug) verstehen die meisten Weber aus selbsterzeugtem Weberzwirn herzustellen, nur die „Wewablattl'n" werden von eigenen Meistern angefertiget.

Weiber, die schlechtes Garn spinnen, finden äußerst schwer einen Weber dafür, müssen aber auch einen höheren Weberlohn zahlen und werden überdies noch vom Weber und seinem „Spulboum" gründlich „ausg'richt:" . . . „Um d' Finga soll ma iah dös Gårn wickl'n und åwabrenna", ruft der Weber, wenn ihm 3 und mehr Fäden auf einen Schlag abreißen.

5. Kindstaufe.

Unseren deutschböhmischen Ansiedlern bringt nicht der Storch die neugeborenen Kinder, sondern die Hebamme holt sie geradenwegs aus einem mächtig harten Steinfelsen am Temeschufer, unweit vom Jackl-loch . . . Auf diesen Umstand sind für gewiß auch die harten Köpfe unserer Deutschböhmen zurückzuführen, welche harten Köpfe ihnen da unten an der noch immer „türkischen“ Grenze ganz vortreffliche Dienste leisten. Zu diesen harten Köpfen kommt aber auch eine harte, zähe Muskulatur und ebensolche Nerven. Gemildert werden all diese Härten durch ein gutes, fast allzuweiches Herz, welches mit dem harten Kopfe öfter ausreißt und dann unsäglichen Schaden heimbringt.

Ist das Kindlein in sein neues Heim eingezogen, dann geht die Hebamme in der Regel zu einem Jugendfreunde der Eltern „G'våten-bitt'n“, fast nie ohne Erfolg, nicht nur weil das Anerbieten als höchst ehrend, sondern eine Ablehnung dieser Würde auch als große Kränkung, ja als Unrecht und Sünde gilt.

Die „G'våtesleut“, die sich von der Stunde an „ihretf'n“, bringen der Wöchnerin eine Henne, einen Schilling Semmeln, einen halben Schilling Eier und binden ihrem Täufling noch einen Silbergulden in den Taufpolster ein. Zum „Kindsmal“ werden manchmal auch die Großeltern des Täuflings und andere nahe Verwandte geladen.

Die „G'våtesleut“ halten außerordentlich gute Freundschaft, in der Regel weit bessere als Geschwister untereinander, und doch, oder vielleicht ebendeswegen, hat sich das Sprichwort noch allgemein erhalten: „Vül G'vå-t'n, vül Spitzboum!“

6. Hochzeit.

Hat sich ein Paar junger Leute gefunden, das eine eheliche Verbindung eingehen will, dann kommt der betreffende Bursche jeden Abend in das Haus seines zukünftigen Schwiegervaters, wo er aus der Art seines Empfanges auf die Bereitwilligkeit schließen kann, mit der man seinem Begehren begegnen werde. Kann er den Widerwillen der Eltern des Mädchens, den er wohl schon vorher geahnt oder bereits erfahren hatte, durch seine Besuche nicht brechen, so stellt er diese ein, gibt aber das Mädchen noch nicht auf, sondern wartet auf eine Sinnesänderung der widerwilligen Alten, welches herbeizuführen Aufgabe des Mädchens und einiger Verwandten ist. Wahre tiefe Herzensneigung und entschiedene Beharrlichkeit des jungen Pärchens tragen auch meistens den Sieg davon: Es kommt zu einer glücklichen Ehe. Bleiben aber die Eltern unerbittlich, weil sie in ihrer Eitelkeit und Habsucht für ihre Tochter eine „bessere Partie“ bereits „eingefädelt“ haben, und ist das

Mädchen schwach und verblendet genug, die elterliche Autorität über seine Herzenswünsche zu stellen, dann kommen auch Ehen zustande, welche nicht nur die beiden Ehegatten für ihr ganzes Leben unglücklich machen, sondern auch deren Eltern und Geschwistern viel Herz- und Kopfwehe verursachen. Höchst verdammenswert aber ist es, wenn ein in Liebe vereintes junges Ehepaar durch böswilligen Tritsch-Tratsch seiner Verwandten zur Auflösung seines heiligen Bundes veranlaßt wird ... Familienhochmut und Habsucht führen mitunter auch zu Heiraten zwischen nahen Verwandten, was ein grober Fehler, ja ein Verbrechen an der Nachkommenschaft ist, indem diese die gemeinsamen Fehler und Gebrechen der betreffenden Verwandtschaft jedenfalls im höheren Grade erben und ausbilden.

Von diesen unerfreulichen, sündhaften Erscheinungen weg, kommen wir zu einer echt deutschböhmischen Bauernfamilie, die in stiller Zufriedenheit eine musterhafte Wirtschaft führt, schöne Ordnung und strenge Zucht im Hause übt und eine heiratsfähige Tochter besitzt. Das Nachtessen ist vorüber. Die feierliche Stimmung des Hauses wird durch das stille, emsige Treiben der Hausmutter und ihres Töchterleins nicht im Geringsten gestört, wohl aber durch die Sauberkeit und Nettigkeit aller Räume, ganz besonders aber durch das stillvergnügte Wesen aller Hausbewohner bedeutend erhöht. Aus den halbverschleierten, tiefblauen Mädchenaugen strahlen stilles Glück und frohe Erwartung.

Die Tür tut sich sachte auf und zwei stattliche Männer, Vater und Sohn, treten freundlich grüßend in die Stube. Der Erste lehnt die Tür bedächtig an und, eigentümlich lächelnd, macht er sie dann mit seinem Hinterteile gänzlich einknacken. Beide werden zum Sitzen eingeladen und nach einigen müßigen Gesprächen bringt der Vater des Burschen die Werbung um die Tochter des Hauses vor.

„I hån g'råd ninxi dawida, wenn d'Muada und 's Dianl ei'vaståna san," entgegnet nach einigem Zaudern der Hausvater. Mutter und Tochter geben nach kurzem Bedenken, letztere mit holdem Erröten, ebenfalls ihre Einwilligung. Nun hat aber der Hausvater ein Bedenken: „I kånn mana Toch-t'n nöt goa Vül geb'n," ... meint er und fängt gleich an, das Heiratsgut seiner Tochter aufzuzählen: Eine Bettstatt, Bettgewand für zwei Betten, zwei zweitürige harte Kasten, einen Tisch, Stühle, Bänke, Bilder, Küchenkasten mit dem nötigen Küchengeschirr, ein Spinnrad, Haspel, Hächel, Brechel, Sichel, Hauen, Gabel ... kurz: alles, was eine Hausmutter in Haus und Feld braucht; ferner: zwei Schweizerkühe und den Anteil an Grundstücken, nämlich drei Joch. Die Brautwerber sind mit dieser Brautausstattung wohlzufrieden und die beiden Väter, kluge Männer, kommen überein, daß ein schriftlicher Heiratsvertrag aufgesetzt werde, um allen späteren Verwickelungen vorzubeugen, die oft viel Verdruß und Prozeßkosten zur Folge haben. Endlich wird noch der Hochzeitstag festgesetzt und alle

jene Verwandten und Freunde aufgezählt, welche zur „Houzat" einzuladen wären.

Wenn auch diese Verhandlungen nicht immer so glatt ablaufen, und manchmal bezüglich der Mitgift ein wenig gefeilscht wird, so ist es bislange doch noch niemals vorgekommen, daß die Heirat wegen geringerer Brautausstattung sich zerschlagen hätte.

Einige Tage vor der Hochzeit macht sich der Brautführer in Begleitung eines Verwandten der Braut auf den Weg, um Hochzeitsgäste zu laden. Vor jedem Hause, in welchem Gäste zu laden sind, feuert der Brautführer eine Pistole ab. In der Stube angelangt, bringt er die Bitte des Brautpaares und ihrer Eltern vor, diese und jene der Hausgenossen mögen zur Hochzeit erscheinen. So viele Personen aus dem Hause geladen worden, ebensoviele „Houzatsträußla" werden mittels Kreide an die Stubentür gezeichnet, und in das kreisrunde Kränzlein derselben entweder eine „0" oder „1 K" eingeschrieben, je nachdem die Hochzeit eine „g'schenkte" oder eine „zähti" ist. So geht es nun weiter, bis alle 50 oder 80 auf der Liste verzeichneten Personen geladen sind.

Am Hochzeitstage holt der Brautführer mit der Musikbande unter Pistolenknall jeden Hochzeiter aus dessen Wohnung ab, und bringt die Verwandten des Bräutigams zu diesem, jene der Braut aber zu dieser in's Haus. Endlich führt er den Bräutigam und seine Verwandten alle zur Braut, wo ein frugales Frühstück unter Musikklängen, Gesang und Jauchzen eingenommen wird.

Nach diesem wird der Gang zum Standesamte und von da zur Kirche angetreten: Voran die Musikkapelle, dann der Brautführer mit der Braut, der Bräutigam mit der „Brautmaschl" (Kranzmädchen), die Brautmutter (Taufpatin der Braut), Beistände und die anderen Hochzeitsgäste in beliebiger Ordnung.

Nach vollzogener kirchlicher Trauung richten sich aller Augen nach dem Brautpaare, welches dem Ausgange zuschreitet und vor diesem die Entscheidung herbeiführt, welchem von ihnen die „Hose" (Herrschaft im Hause) zufalle. Zu diesem Ende hat sowohl die Brautmutter als auch der Beistand des Bräutigams ein Fläschchen Wein zu sich gesteckt; dieser reicht das seinige dem Bräutigam, jene das ihrige der Braut verstohlenerweise. Trinkt nun diese ihrem Bräutigam zuerst zu, so hat sie die „Hose" gewonnen und umgekehrt. — Des größeren Spasses wegen gewinnt fast jedesmal die Braut das strittige Objekt; es kämpfen im Ernste nur jene neuvermählten Männer um die „Hose", welche dieselbe in der Regel schon während des Brautstandes verspielt haben.

Nun geht's zum „Ofenschlüsslrenna". Der Hochzeitszug bewegt sich nach dem Hause der Braut, hält da oder an einer anderen ebenen Stelle, und junge Männer und Bursche vom Hochzeitszuge rüsten sich zum Wettrennen, indem sie sich ihrer Röcke und Hüte entledigen, auf eine Strecke von etwa 250 Schritten von den anderen Hochzeitsgästen

sich entfernen und in einer frontalen Reihe Aufstellung nehmen. Der Beistand des Bräutigams stellt sich den Wettläufern gegenüber und hält seinen Hut vor sich in die Höhe. Ein Pistolenknall, die Läufer springen ab und rennen auf den hochgehaltenen Hut los. . . . „Renn Girgl, renn!“ . . . „Michl, tauch å! . . . fest tauch å!“ . . . „Nöt luda louß'n! Hannes!“ „Ha! Da Ferdl is da Easti! Renn wås d' kå'st!“ . . . „Hö! Hö! . . . Nöt stöiß'n! . . . Dös gült nöt!“ . . . „No zou! . . . No zou, Ferdl!“ . . . „He! hee! Juhe! . . . Da Ferdl hät'n Ofaschüssl!“ . . .

Ein mächtiger Tusch erschallt, Pistolen krachen, Jauchzer auf Jauchzer durchschwirren die Luft und die „reich Brautmuada“ reicht dem Sieger eine ganze Hand voll Kronen hin, — es sind deren gewiß 6 oder 8 Stücke —, die der Ferdl, ohne sie recht zu beachten, dem Kapellmeister zuwirst. Unterdessen entsteht ein kleines Wortgeplänkel hinsichtlich des „Tåwaks“ für den zweit- und drittbesten Renner, das aber bald durch ein schallendes Gelächter und „Gekear“ übertönt wird: „Ho!, ohoo! . . . Dös gült nöt! . . . J hån 'n Schuß üwahöat! . . . 's mou no amal g'rennt wean! . . . Und mit'n Möarschlen mou g'schoss'n wean, daß da Mensch ordentli höan kå . . . J höit 'n Ofaschüss'l kröigt, . . . und i lou nöt luda, bis ih n nöt hån!“ . . . so schreit ein älterer Mann aus vollem Halse und „fuchtlt“ mit den Händen in der Luft herum, während er vom Standort der Renner an die Hochzeiter schwerfällig herangewatschlt kommt, den Rock auf der Schulter, in einer Hand den Hut, in der andern einen feiner Schuhe. Die Brautmutter geht ihm entgegen und reicht ihm etliche Zigarren, die er mit Jubel ergreift und sich brüstet, jetzt doch noch den „Ofaschüssl dawischt“ zu haben mit den tröstenden Worten: „No, ja! J hån's o allewal g'sågt: A G'rechtigtikeit mou sa! . . . Wou kam i denn si'st hi!“

Zunächst folgt ein Tanz im Wirtshause, bis zum Hochzeitsmale gerufen wird, was oft erst gegen 3 Uhr nachmittags geschieht. Obenan sitzt die Braut zwischen Brautführer und Brautmutter, neben dieser der Bräutigam, die „Brautmaschl“ neben dem Brautführer, gegenüber die Beiständе, und die anderen Hochzeitsgäste nach dem Grade ihrer Verwandtschaft mit dem Brautpaare.

Das Hochzeitsmahl besteht gewöhnlich aus folgenden Gängen: Rindsuppe, Rindfleisch mit Essigkren, Sauerkraut mit Schweinfleisch und Knödel, Semmelwaka, Braten mit Salat, Milchreis mit Gugelhupf, Junges im Reis, Geflügelbraten, Strudeln, Kipfeln, Gleichgewicht, Mohnstrudel, Zimmetkrapfen, Nußtorte, Kuchen, Polsterzipf u. a.

Während der Mahlzeit, die vor drei Stunden kaum beendet ist, wird schier ohne Unterlaß musiziert, gesungen, gejauchzt und „G'spoas g'mācht.“ Brautführer und Brautmutter hüten die Brautschuhe, damit sie nicht gestohlen werden, ansonst sie diese auszulösen haben.

Wird endlich zur Aufhebung der Tafel gemahnt, dann stellt die Brautmutter Forderungen, die der Brautführer zu erfüllen hat, bevor

die Braut vom Tische aufstehen darf. So z. B. begehrt sie: „A Faßl ohne Roaf“ ... „'N Hund, dea ballt, und nöt beißt“ ... „A Schnua, dö koan Afång und koa End nöt hät“ ... „'n Spöigl ohne Gläs“, ... „'n Bröiſ, dåß eahm d' Aug'n üwagängend“ u. drgl. Zuletzt besteht die Brautmutter darauf, daß der Braut bei ihrem Abgange eine silberne Brücke gebaut werde. Der Brautführer legt nun Silbermünzen vor die Braut quer über den Tisch; kaum ist die Braut darüber hinweggeschritten, suchen Brautführer und Brautmutter die Silberstücke rasch einzustreichen. Das wird als eine Art Entschädigung der Brautmutter für den gespendeten „Ofenschüßlpreis“ betrachtet.

Auf dem Gange nach dem Wirtshause sowie auf allen früheren wird „d' Houzat af'g'halt'n“, u. z. von je zwei Kindern, die ein rotes Seidenband quer über den Weg spannen. Der Brautführer, die Braut oder auch der Bräutigam entlohnen die Kinder mit etlichen Kreuzern, und diese geben den Weg frei. Auf diesem Wege hat der Brautführer besonders scharf darauf zu achten, daß ihm die Braut nicht „g'stohl'n wiad.“

Der „Brauttanz“, der nun im Wirtshause getanzt wird, lockt stets eine Menge Zuschauer herbei. Das erste Tänzchen mit der Braut gebührt dem Brautführer, worauf der Vater der Braut, jener des Bräutigams, die Beistände, die Brüder und Vettern der Braut und des Bräutigams und alle anderen männlichen Hochzeiter einzeln an die Reihe kommen. Gar mancher glaubt sich dabei hintangesetzt, ertränkt dann seinen Groll, oder er verläßt die Hochzeit tiefgekränkt.

Zuallerletzt bringt der Brautführer die Braut zu ihrem Bräutigam, übergibt ihm dieselbe mit der Mahnung, nun selbst auf sie zu achten und sie zu behüten.

Die Tanzbelustigung dauert in der Regel bis zum Grauen des nächsten Morgens.

Der zweite Tag gehört den älteren Hochzeitsgästen, die am Tanze kein Vergnügen mehr finden, sowie den Hochzeitsköchen und -Köchinnen, welche sich alle im Hause der Braut bei Essen, Trinken, Gesang und fröhlichem Gespräch bis in die Nacht hinein vergnügen.

An dem Tage, an welchem das nunmehr junge Weib das elterliche Haus verläßt und in jenes ihres Mannes einzieht, wird auch ihr „Kämmawåg'n“ nachgeführt, der ihre gesamte Heiratsausstattung, auf zwei bis drei lange Heuwägen gepackt, in ihr neues Heim schafft. Die Kühe werden den Wägen nachgetrieben.

Noch muß bemerkt werden, daß die Hochzeitsgebräuche in den vier deutschböhmischen Ansiedelungen hie und da von den beschriebenen unwesentlich abweichen, ja in einem und demselben Orte nicht immer die gleichen sind und auch die gleichen nicht bleiben, was aber zu bedauern ist, weil der nationale Charakter dabei mehr und mehr verwischt wird.

7. Begräbnis.

Am Sterbebette eines banater Deutschböhmen versammeln sich sowohl die Verwandten des Hinscheidenden als auch die Freunde und Nachbarsleute desselben, um da zu beten, zu trösten und mitzuweinen.

Nach eingetretenem Tode wird sofort das „Totenbrett" vorbereitet und der mit dem „Totenhemd" und mit den besten Kleidern angetane Tote darauf gelegt, u. z. in der Sterbestube auf einer Bank. Zuhäupten des Toten brennen zwei geweihte Kerzen, und dabei steht ein Gefäß mit Weihwasser, in das ein Ährenbüschel getaucht ist. Jeder Totenbesucher besprengt den Toten mit Weihwasser, bekreuzigt ihn und betet knieend ein Vaterunser.

Nach dem Abendessen wird „afbleib'n" gegangen (Totenwache halten). Toten Kindern und überhaupt ledigen Toten bringen die Mädchen Blumen aus ihren „Wurzgärten", binden sie zu Kränzen und zu einer Krone, womit der Tote und sein Sarg geschmückt werden.

Um Mitternacht knieen die zur Totenwache Versammelten nieder und verrichten eigene Totengebete. Nach diesen wird eine Art Totenmahl gehalten und auch Getränke — meist fuseliger schwacher Branntwein — verabreicht. Die Totenwache dauert bis zum anbrechenden Morgen; sie wird auch bei solchen Toten ohne Scheu gehalten, die an einer ansteckenden Krankheit gestorben sind.

Das Leichenbegängnis erfolgt schon nach 24 Stunden, was umso bedenklicher erscheint, da die Totenbeschau in der Regel nur von Laien vorgenommen wird.

Die Toten werden meist in den „Freithof" getragen, seltener mittels eines gewöhnlichen Wagens dahin gefahren.

Die Begleitung nach dem Friedhofe ist stets eine recht zahlreiche und jeder Begleiter wirft dem zur ewigen Ruhe Gebetteten drei Hände voll Erde in die Grube nach. Nach verrichteten Gebeten am offenen Grabe besteigt der „G'vätersmä" den neben der Grube aufgeworfenen Erdhügel und sagt den Leuten Dank für die Begleitung der Leiche mit den Worten: „I dånk Enk, daß d's mit man Döht'n sad's am Freithof gänga!"

In früheren Zeiten gingen die Angehörigen des Verstorbenen mit den Paten, den Trägern und mit dem Lehrer vom Friedhof weg in's Wirtshaus, wo gar Mancher seinen Schmerz zu ertränken suchte. Heute wird nur mehr im Hause des l e d i g Verstorbenen ein Totenmahl für die Paten und Träger zubereitet.

Das Totenbrett mit den drei eingeschnittenen Kreuzen wird am sumpfigen Gangsteig neben einem Bächlein niedergelegt, damit die darüber Hinwegschreitenden an den Heimgegangenen erinnert und gleichsam aufgefordert werden, demselben ein Vaterunser oder ein „Gott verleih' ihm die ewige Ruh'!" nachzusenden.

Der Glaube, oder vielmehr die Furcht, daß gewisse Tote „rägiand“ (herumgeistern), hat sich schier gänzlich verloren; aber das „Adeut'n“ eines Todesfalles wird noch allenthalben festgehalten.

Die Gräber der Verstorbenen werden von den zurückgebliebenen Angehörigen meist mit Pietät gepflegt, in neuerer Zeit auch mit niedlichen Grabsteinen geziert, welche die Namen, den Geburts- und Sterbetag des darunter Ruhenden, aber keinerlei Nachrufe oder Verse zur Schau tragen.

Die Friedhöfe selbst könnten und sollten in der Zukunft wohl eine bessere, allgemeine Pflege erfahren. Es ist bezeichnend für den Gemeinsinn unserer deutschböhmischen Ansiedler, daß sie meist nur um das Grab ihrer Angehörigen besorgt sind, nicht aber auch um den Raum, welcher die Verstorbenen der ganzen Gemeinde, und über kurz oder lang auch sie zur ewigen Ruhe aufnimmt.

Ehret die Toten, auf daß auch ihr geehret werdet!

Anhang.

Mundarten wurden in den vier deutschböhmischen Ansiedelungen mehrere gesprochen, sogar in einem und demselben Orte. Der niederbaierische Dialekt mit seinem „Außi“ und „Eini“ war hauptsächlich in Szadowa und Wolfsberg, dagegen in Weidenthal nur wenig und in Lindenfeld gar nicht vertreten. Der im „Künischen“ meistgebrauchte Dialekt mit dem „Aßi“ und „Eeni“ wurde von den meisten Weidenthalern, wenigen Szadowaern und wenigen Wolfsbergern gesprochen. „Aßi“ und „Eichi“ gebrauchten alle Wolfswiesener, von denen jetzt ein Teil Lindenfeld bewohnt, und ein Teil sich in den drei anderen Ansiedlungsorten niedergelassen hat. Nach ihrer Sprechweise unterschied man sie in „Diatzla“ und in „Höigatza“. Jene gebrauchten „Diatz“ anstatt „Ös“ oder „Ihr“, diese verzogen „gehört“ in „g'höiat“.

Die Mundart der ursprünglichen Lindenfelder ist nicht mehr bekannt.

Alle aufgezählten Mundarten haben sich bis heute erhalten, unverkennbar aber ist, daß der niederbaierische Dialekt mehr und mehr die Oberhand gewinnt.

Die „Künischen Knüppeln“ schickten sich am besten in die Waldrodung und in alle Holzarbeiten, die Niederbaierischen taten sich im Ackerbau hervor, und die „Diatzla“ und „Höigatza“ waren geschickte Weber, Handwerker, Spitzenklöppler u. A.

Überhaupt hielten sich die Wolfswiesener für feinere Leute, waren anfänglich auch darnach gekleidet; aber in den bäuerlichen Arbeitsleistungen standen sie den Anderen nach. Heute sind diese Unterschiede bis auf die Sprechweise gänzlich verschwunden und mit ihnen auch die Witzelei und Spottsucht über die Anderssprechenden.

Tadel verdient jedenfalls das Bestreben unserer Deutschböhmen, mit jedem sogenannten „Herrn“ ... hochdeutsch zu sprechen, was sie aber nicht können und darum Wortverdrehungen und Wortverrenkungen vornehmen, die ganz und gar ungebräuchlich, unzulässig und lächerlich erscheinen. Und darum sage und empfehle ich: „Rede ein Jeder, wie ihm der Schnabel gewachsen ist!“ ... Und versteht man ihn auch nicht immer, ausgelacht wird er nimmer.

Daß unsere Ansiedler heute mit den nachbarlichen Rumänen ganz gut in rumänischer Sprache verkehren, kann als Beweis für ihre Intelligenz gelten.

Kleidertrachten. So verschieden die Mundarten, so verschieden waren anfänglich auch die Trachten. Da gab es lange und kurze Lederhosen, ferner Schnallen- und Schlitzhosen, Spenzer und Röcke mit Steh- und mit Umschlagkrägen, Zipfelhauben, Stöckelhauben, Gaschgetla, Deckelhauben und hohe Filzhüte; ferner rückwärts gebundene Kopftüchel, faltenreiche Woll- und leichtfliegende Kattunkittel, reichverzierte Miederleibchen, kurze schmale Joppen und hohe „Röckala".

Die Spottsucht hatte da hinlänglich Stoff und erfand die sonderbarsten Namen, wie: „Dachalhau'ma", „Gaschgetlbeuma", „Schnällnhosna" u. a. Die Weidenthaler mit ihren damaligen blaugestreiften Leinenhosen wurden „Wolkenschuiwa" genannt.

Heute besitzt jeder Mann drei Anzüge: Einen schwarztuchenen Festanzug, einen meist baumwollenen Sonntagsanzug und einen Werktagsanzug. Der Schnitt ist modern, die Farben der Baumwollstoffe anspruchslos. An Wochentagen sehen die Männer nicht sehr reinlich aus, selbst zerrissene Kleider und Hemden bemerkt man hier und da. Dagegen sind die Weiber mit sehr wenigen Ausnahmen, besonders aber die erwachsenen Mädchen, stets sauber und nett gekleidet. Diese lieben meist grelle Farben, besonders rote, jene aber solide, dunkle Farben. Der Kleiderschnitt ist auch modern so, daß er sich in Stadt und Markt ganz gut sehen lassen kann. Den Weibsleuten ist es mehr um einen auffallenden Putz zu tun, als um eine edle geschmackvolle Ausstattung ihres Körpers, der ihnen schier geringer gilt, als ein gewisser Flitter. Man kann da selbst junge Mädchen begegnen, die ganz stattlich herausgeputzt — aber ungewaschen sind.

Hagelschlag im Gebirge. Den 2. August 1850 entlud sich über den drei Gebirgsdörfern ein fürchterliches Gewitter mit Hagel. Die Schloßen erreichten die Größe von Taubeneiern und darüber und fielen in großen Mengen so, daß sie alle Feldfrüchte und Gräser buchstäblich in den Boden hineinschlugen. Alle Hausdächer wurden zerfetzt, die Strohdächer zerzaust und schier alle Fensterscheiben zertrümmert; Gänse und Kälber im Freien getötet, selbst die flüchtigen Vögel entgingen dem Tode nicht. Das Elend war groß; aber unsere Deutschböhmen verzagten nicht und behielten den Kopf oben.

Wenige Tage nachher erschienen die Kompagnieoffiziere, um den Schaden aufzunehmen. Ihnen hatte sich auch der Pfarrer von Szlatina angeschlossen. Er ritt an die am Kirchenplatz versammelte traurige Gemeinde heran und rief ihnen in seinem Übermute zu: „Das ist Strafe Gottes! weil Ihr im Jahre 48 ungarisch gesinnt ward." Das war der geistliche Trost im Unglück . . .

Am 20. August 1862 erlitten die drei deutschböhmischen Gebirgsdörfer abermals bedeutenden Schaden durch einen Hagelschlag. Auch diesen heilten sie mit ihren Mitteln allein, da ihnen von gar keiner Seite eine Unterstützung zuging.

Um das Jahr 1890 legte ein Zyklon (Wirbelsturm) an den Berglehnen des „Par Szemenik" an die 100 Joche Buchenurwald nieder. Diese Wirbelstürme sind seither wiedergekehrt, ohne so großen Schaden angerichtet zu haben.

Feuersbrünste hat Szadowa deren zwei große erlitten: die erste im Frühjahre, die zweite im Herbste 1845. Die Schäden waren jedesmal groß und mußten von unseren Deutschböhmen alleine wieder wettgemacht werden.

In Weidenthal brannten am 4. Oktober 1901 fünf Häuser samt Wirtschaftsgebäuden und allen Vorräten gänzlich nieder. Den wohlorganisierten freiwilligen Feuerwehren von Weidenthal und Wolfsberg und der tatkräftigen Mitwirkung der Bewohner dieser beiden Ortschaften ist es zu verdanken, daß das verheerende Element nicht größeren Schaden anrichtete.

Die verunglückten Familien wurden von den anderen Dorfbewohnern so reichlich unterstützt, daß sie nicht bloß vor Hunger gesichert wurden, sondern auch ihre niedergebrannten Gebäude schon bis zum nächsten Jahre alle wieder herstellen konnten. Dieser edle Zug unserer deutschböhmischen Gebirgsbewohner

wirft ein höchsterfreuliches Licht auf ihren Charakter. Möge dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit nie und nimmer in ihnen ersterben!

Das große Mißtrauen und der grasse Egoismus unserer deutschböhmischen Ungarn sind auf die schlechte Behandlung zurückzuführen, welche sie bis auf den heutigen Tag von allen Seiten erfahren haben, und sie werden davon auch nicht ablassen, solange ihnen nicht in einer gerechteren Weise begegnet wird. Bis dahin werden sie sich immer als Ausbeuteobjekt betrachten.

Überschwemmung in Alt-Szadowa. Am 2. Februar 1862 wurde dieser Ort infolge des stockenden Eisstoßes in der Temesch derart überschwemmt, daß die Eisstücke in den Häusern durch Türen- und Fensteröffnungen ein- und austrieben. Die Leute flüchteten auf ihre Hausböden, wo sie Kälte und Hunger erdulden mußten, bis die Wässer sich verloren hatten, was zum Glücke nicht lange auf sich warten ließ. Teilweise kleinere Überschwemmungen durch das Anwachsen der Temesch im Frühjahre hat Szadowa schon mehrere erlebt und hofft jetzt auf die baldige Herstellung eines Schutzdammes gegen die verheerende Wassernot.

Vereine. Szadowa, Weidenthal und Wolfsberg besitzen je eine freiwillige Feuerwehr, Weidenthal auch einen „Landwirtschaftlichen Kreditverein". Ein „Landwirtschaftlicher Verein" ist hier infolge der Anregung des Verfassers soeben in der Entstehung begriffen. Religiöse Vereinigungen bestehen in allen vier deutschböhmischen Ortschaften.



Verbesserung der Druckfehler.

Seite	14,	Zeile	11,	von	oben:	geographische,	anstatt „geographischen“.
„	22,	„	18,	„	„ :	Felgen,	„ „Fellen“.
„	31,	„	18,	„	unten:	aufgeschichtet,	„ „aufgeschlichtet“.
„	68,	„	16,	„	oben:	Vorspanns,	„ „Vorspann“.
„	69,	„	6,	„	„ :	Serwianer,	„ „Serbianer“.
„	72,	„	16,	„	„ :	so,	„ „da“.
„	73,	„	12,	„	unten:	Haferschrot,	„ „Haferschrott“.
„	84,	„	19,	„	„ :	Vizegespan,	„ Vizegespann“.
„	103,	„	19,	„	oben:	einem,	„ „einen“.
„	103,	„	21,	„	unten:	ihrem,	„ „ihren“.
„	110,	„	18,	„	„ :	allanagsten,	„ „allang'sen“.

Inhalt.

V. Abschnitt.

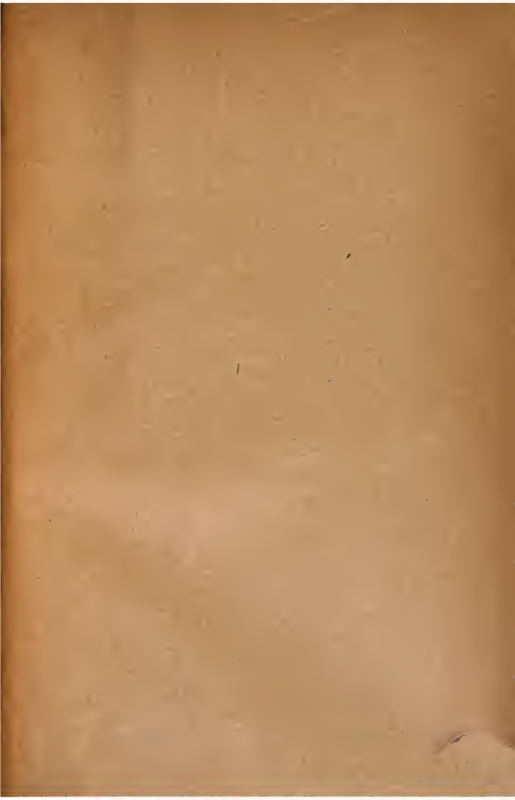
Die Jahreszeiten mit ihren Arbeiten und Festen.

Anhang.

Verzeichnis der Bildtafeln.

Abkürzungen.

W.-J. = Wallach-Illyrisch.
St.-K. = Stations-Kommando (bez. Kommandant).
K.-K. = Kompagnie-Kommando (bez. Kommandant).
R.-K. = Regiments-Kommando (bez. Kommandant).
B.-K. = Brigade-Kommando.
G.-K. = General-Kommando.






G.E.STECHERT & Co.
(ALFRED HAFNER)


89095859773
b89095859773a